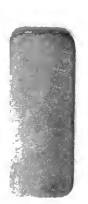
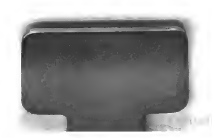

UC-NRLF
$B 614 805
Digitized by Google






Digitized by Google


Digitized by Google

Der Pfarrer von Breitendorf.

Digitized by Google

Der Pfarrer von Breitendorf

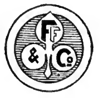
Roman in drei Bänden

von

Wilhelm von Polenz

Zweiter Band


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Berlin W
F. Fontane & Co.
1893

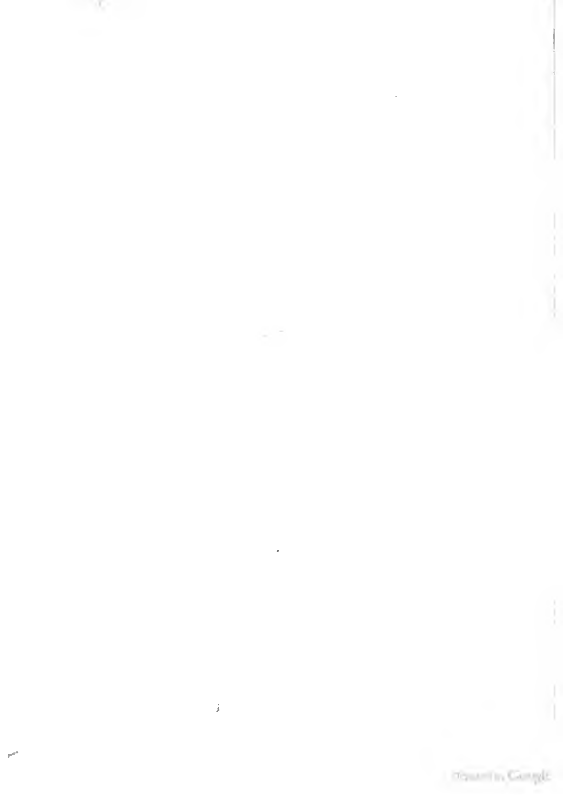
Digitized by Google

PT 2631
O44
P5
1895
V.2

Zweiter Band.

197587

Digitized by Google






LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

I.

Der reichste Mann im Dorfe, der Großbauer Finke, hatte das Zeitliche gesegnet. Er war ein Bauer von der alten Art gewesen; am Werkeltage trug er Lederhosen, am Sonntag den schwarzen Rock und die bunte Weste, nur einmal in der Woche rasierte er sich, am Sonntag Abend. Er scheute sich nicht, wenn Not am Mann war, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, und bis zu seinem letzten Jahre ließ er sich's nicht nehmen, an der Spitze einer langen Reihe von Knechten und Mägden als erster ins Korn zu hauen.

Sein ältester und einziger Sohn war von ganz anderem Schlage.

Der junge Finke ließ sich nicht Bauer nennen, sondern beanspruchte den Titel: Ökonom. Er hatte als Freiwilliger gedient — daß er nicht zum Gefreiten befördert worden, verhinderte ihn nicht, die Manieren des Offizierstandes schlecht zu kopieren. Er hielt sich ein Reitpferd, trug Stege an den eng anliegenden Beinkleidern, verachtete alle

Digitized by Google

Handarbeit als nicht standesgemäß, und verbrauchte in einem Jahre mehr für Wein und Cigarren, als der alte Finke in seinem ganzen Leben für Knaster und dünnes Bier ausgegeben hatte.

Natürlich konnte sich dieser moderne Bauer mit dem altmodischen Vater nicht vertragen. Sie hatten getrennte Wirtschaft geführt — der Sohn auf einem kleineren Gute, das er von der Mutter ererbt. Dort führte er mit seiner jungen Frau, einer Krämerstochter aus der Stadt, ein für Breitendorfer Verhältnisse äußerst luxuriöses Leben.

Auf Zureden der Pastorin Menke, die mit der Frau befreundet war, hatte Gerland gelegentlich einer Einladung des jungen Finke zum Mittagessen entsprochen; von der protzenhaften Unkultur, die er hier vorfand, fühlte er sich aber so angewidert, daß er jedem weiteren Verkehr mit diesen Leuten fürderhin aus dem Wege ging. —

Als echter Bauer, ließ sich der alte Finke keinen Arzt an den Leib kommen. Dafür hatte die Besprechfrau Tonchen, die schon manchen in Breitendorf und Umgegend vom Leben zum Tode befördert, ihre Künste an ihm versucht. Der Erfolg war denn auch, daß eines Morgens die Großemagd, als sie ihrem Herrn die gewohnte Morgensuppe brachte, den alten Mann kalt im Bette vorfand.

Gerland war bereits mehr als einmal auf die Thätigkeit dieser „Tonchen“ — wie sie im Volksmunde allgemein hieß — aufmerksam geworden. Die Leute wandten sich mit Vorliebe an die ehemalige Hebamme, der die Konzession entzogen worden war. Daß sie mit der Behörde in Konflikt geraten, gab ihr bei der Dorfbevölkerung einen besonderen Nimbus. —

Digitized by Google

Der alte Finke=Bauer war also gestorben, und der Sohn und Erbe ließ es an einer prunkhaften Bestattung nicht fehlen.

Es gab, „ene gruße Leiche." Von allem soviel wie nur irgend möglich: Singchor, Glockenläuten, Parentation, Leichenpredigt und Grabrede, Vorlesung des Lebenslaufes, Intonation mit Responsorium und Kollekte. Der Sohn schien, als er das Begräbnis beim Pfarrer bestellte, zu bedauern, daß die Agenda nicht noch mehr Ehren aufweise. Denn wie im Essen, Trinken und Vergnügen, so kann auch bei Dingen ernsterer Art der Bauer nicht leicht genug bekommen.

Der Geistliche war per Wagen abgeholt und nach dem Trauerhause gefahren worden. Dort herrschte keineswegs die Ruhe, die man in der Nähe einer Leiche erwartet; vielmehr vernahm Gerland schon beim Einfahren in den Hof, lautes Stimmendurcheinander und Lärmen.

Der junge Finke kam ihm aus dem Hause entgegen, die breite Bauernfigur in einen neuen schwarzen Anzug von städtischem Schnitt gezwängt. Seine Versuche, die übliche Trauermiene mit den Formen des gastfreien Wirtes zu verbinden, fielen nicht besonders glücklich aus. Nach einigen angelernten, heute wahrscheinlich schon oft verwendeten Redensarten, daß es Gott also gemacht und wir Menschen uns in seinen unerforschlichen Ratschluß zu fügen hätten, forderte er den Geistlichen auf, zunächst eine Kleinigkeit anzunehmen. Was er darunter verstehe, wurde Gerland alsbald klar, als er den Geruch von Speisen und Getränken wahrnahm, der das ganze Haus erfüllte. Überall im Flur und den Wohnzimmern saßen und standen essende und trinkende Leute umher. Der Leichenschmaus war in

Digitized by Google

vollem Gange, in das laute Stimmengewirr hinein klirrten Messer, Gabeln und Gläser.

Der Sohn des Verstorbenen hatte es offenbar an nichts fehlen lassen.

Eine Magd stürmte pantoffelklappernd an Gerland vorüber, in der Hand eine eben geöffnete Champagnerflasche, deren emporschäumenden Inhalt sie mit krampfhaft aufgepreßtem Daumen in dem Flaschenhalse zurückzuhalten versuchte. Durch eine halbgeöffnete Thür erblickte der Geistliche für einen Augenblick den kahlen Kopf und die große Nase Kantor Wenzels, der mit kauenden Backen, die lange hagere Figur über einem Teller zusammengebrochen, dasaß und schlang.

Der junge Finke wollte den Geistlichen in ein besonderes Zimmer führen, wo, wie er sich ausdrückte, „die feineren Herrschaften" säßen. Aber Gerland erklärte, er danke für jeden Imbiß. „Sie werden mir das doch nicht anthun, Herr Pfarrer!" rief der junge Mann, der, wenn er sich zusammennahm, leidlich hochdeutsch sprach. „Der frühere Herr Pastor hat das Frühstück niemals abgewiesen bei solchen Gelegenheiten." —

Gerland lehnte aufs bestimmteste ab; er fragte, wo die Leiche aufgestellt sei.

Mit der Feier habe es ja Zeit bis nach dem Frühstück, meinte der Sohn des Verstorbenen.

Gerland fühlte, daß es hier gelte, ein Prinzip durchzusetzen. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um zu frühstücken; er werde sich, bis man damit fertig sei, im Freien ergehen.

Der junge Finke machte noch einige Anstrengungen,

Digitized by Google

ihn von diesem Vorsatze abzubringen. Schließlich meinte er in beleidigtem Tone: „Übrigens, Sie brauchen sich nicht zu ekeln, Herr Pastor, wir werden Ihnen nichts Schlechtes vorsetzen."

Gerland verließ nichtsdestoweniger das Haus, und ging im Hofe auf und ab, in welchem die zahlreichen Wagen der Trauergäste standen.

An den Fenstern erschienen neugierige Köpfe; er wußte, daß sein Thun kein geringes Aufsehen errege. Das war für den Augenblick unangenehm, und doch freute er sich, seinem Vorsatze treu geblieben zu sein. Nur durch das Beispiel konnte man gegen solche Rohheit ankämpfen. —

Der junge Bauer kam wieder heraus. Es sei nun so weit, meinte er. Er ließ es dem Geistlichen deutlich merken, daß er gekränkt sei. Wenn er das gewußt hätte, bemerkte er hämisch, würde er freilich nach einem anderen Geistlichen geschickt haben. Gerland würdigte diese Impertinenz keiner Antwort und schritt zur Eröffnung der Leichenfeier. —

Auf dem Wege zum Kirchhofe überfiel sie Regen. Kalter Wind schlug dem Geistlichen den nassen Talar an den Leib. Unter strömendem Regen zog man langsam durchs Dorf, vor dem Sarge, geführt von Kantor Wenzel, marschierten die Schulkinder mit Kruzifix und Gesang.

Gerland war tief verstimmt durch das Erlebte. Das Wetter schien so recht zu seiner Stimmung zu passen. Während der Grabrede und der langen Kollekte drang ihm die Kälte bis in die Knochen.

Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, kleidete er sich zähneklappernd um. Später, als der Froststand sich nicht

Digitized by Google

legen wollte, bat er die Pastorin, ihm eine Tasse Thee zu bereiten.

Die Witwe hatte der Feier auf dem Kirchhofe beigewohnt. An einigen Bemerkungen, die sie fallen ließ, merkte er, daß sie über das Vorkommnis im Trauerhause bereits unterrichtet sei.

Sie meinte, Gerland habe nicht weise daran gethan, den Leichenschmaus abzulehnen. Der junge Finke sei aufs tiefste gekränkt und auch die Gäste hätten ihr Befremden ausgesprochen. Ob sie nicht gut genug für ihn seien, hätten sie gefragt; allgemein habe man sein Verhalten als Hochmut ausgelegt.

Mit der unbefangendsten Miene lächelnd, teilte sie ihm all dies mit, bis es Gerland schließlich zuviel wurde und er ihr erklärte, daß es ihm völlig gleichgültig sei, was diese Art von ihm dächte. —

Er setzte sich an sein Schreibpult, aber sehr bald mußte er das Arbeiten bleiben lassen. Der Schüttelfrost wurde ärger, heftiger Kopfschmerz und Übelkeit gesellten sich dazu. Beizeiten legte er sich zu Bett, und verbrachte eine schlechte Nacht.

* * *

Als er früh den Versuch machte, sich zu erheben, vermochte er vor Schwäche nicht auf den Beinen zu stehen; er begriff, daß die Sache ernsterer Natur sei.

In Breitendorf selbst war kein Arzt. Vor Jahren hatte sich zwar ein frisch von der Universität gekommener junger Mediziner im Orte niedergelassen, aber es war ihm nicht gelungen, sich eine Praxis zu begründen. Er konnte nicht

aufkommen gegen den Einfluß der alten Tonchen, die mit Besprechen und Sympathie die Leute behandelte. So räumte denn der junge Mann bald wieder das Feld.

Der nächste Arzt war Dr. Herzner in Färbersbach, den Gerland durch Pastor Dornig kennen gelernt hatte. Es knüpften sich nicht gerade die angenehmsten Erinnerungen für ihn an jene Tischgesellschaft in Färbersbach — die Blasphemieen des jungen Arztes waren Gerland noch gut im Gedächtnis; nur mit Widerwillen dachte er daran, seine Hilfe anzurufen.

Aber es blieb ihm nichts anderes übrig; bis zur Kreisstadt war es weit, und so entschloß er sich denn, einen Boten nach Färbersbach zu Dr. Herzner abzuschicken. —

Inzwischen pflegte ihn die Witwe; ihr Eifer wurde ihm beinahe zu viel. Sie legte ihm wiederholt die Hand auf die Stirn, fühlte ihm den Puls und wollte ihn bequemer betten. Beständig hielt sie sich in seiner Nähe; das wurde unbequem, er wäre lieber für sich gewesen. Er machte eine Andeutung, daß er allein sein wolle, die sie wohl hätte verstehen können; aber sie blieb, und er fühlte sich zu schwach, um weiteres dagegen zu thun.

Das Fieber stieg. Es ward ihm unleidlich warm im Bette; die Anwesenheit der Frau zwang ihn, sich zugedeckt zu halten. Zeitweise verfiel er in Halbschlaf, wenn er aufwachte, sah er sich erstaunt um. Warum kam nur der Arzt nicht? Er versuchte es, sich wach zu erhalten, indem er seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand fixierte, aber sie entschlüpften ihm, oder arteten in abenteuerliche Phantasieen aus, die er nicht zu kontrollieren vermochte.

Die Pastorin war nicht mehr im Zimmer.

Digitized by Google

Ja, diese Pastorin! Was sie für ein sonderbares Wesen war, man konnte nicht aus ihr klug werden. Wie sie ihn vorhin angelächelt hatte. — Wie lange dauerte eigentlich ihre Gnadenfrist noch? Er rechnete, zählte die Wochen und Monate, kam aber nicht damit zu Stande, — Schlaf hielt ihn schon wieder gefangen.

Er träumte: in einer Hängematte liege er, und blicke in den Himmel. Ganz deutlich sah er das Himmelsblau und eine Menge kleiner weißer Wolken darüber hinweghuschen. Er hielt Kants Kritik der reinen Vernunft in der Hand und wollte lesen; es war einer seiner Bände, in marmoriertem Papier mit braunem Lederrücken, auf dem die goldenen Buchstaben schon halb verwischt waren. Auf einmal hörte er eine Stimme an seinem Ohre flüstern, eine weibliche Stimme: „Magdadani“ — ganz deutlich „Magdadani“ — Er wandte sich erstaunt um. Eine Dame stand neben ihm und legte ihm die Hand auf die Stirn, sie war merkwürdig gekleidet: Arme und Hals entblößt, fertig zum Balle, wie's schien. — Er befühlte ihre Arme, sie lächelte darüber; an diesen Lächeln erkannte er sie wieder, es war die Pastorin. Er sah ihre Augen und ihre weißen Zähne plötzlich dicht vor seinem Gesichte, als sei sie ein Raubtier, dem es nach seinem Fleische gelüste. Mit einem Schreie fuhr er auf und fand sich in seinem Bette sitzend — allein.

Welch ein Traum!

Er war jetzt ziemlich klar bei Sinnen und grübelte dem Geträumten nach. Beunruhigt warf er sich im Bette hin und her. Es war beinahe dunkel geworden. Jetzt glaubte er Stimmen zu vernehmen, er spannte — unten

Digitized by Google

im Garten sprach man. Die Witwe war dabei, soviel konnte er heraushören. Er vernahm, wie sie kicherte — ihr wohlbekanntes helles Kichern. — Was gab es nur da unten, daß man sich so belustigte? —

Wieder dämmerte er ein wenig ein, dann erweckte ihn ein Geräusch im Zimmer. Die Witwe war eingetreten.

„Ist der Doktor da?“

„Nein!“

„Wer war denn eben unten?“

„Vorhin? — Ach das war nur der Kantor. Er hatte gehört, der Herr Pastor sei nicht wohl, und war hier, um sich nach dem Befinden zu erkundigen.“

‚Merkwürdig, dabei mußte so gelacht werden,‘ dachte Gerland bei sich. Wenzel! Er sah ihn, wie er sich ihm zuletzt eingeprägt hatte, bei dem Leichenschmause, über dem Teller hockend schlingen. Wenzel! — Und wieder schwanden ihm die Gedanken. —

Als er das nächste Mal aufwachte, standen zwei Gestalten an seinem Bette Es bedurfte einiger Zeit, bis er herausgefunden hatte, wer diese Männer in dunklen Überziehern seien.

In dem jungen Menschen, der näher stand, erkannte er den Färbersbacher Arzt; die andere gedrungene Gestalt, die sich gegen das helle Fenster abhob, schien Dornig zu sein. Die Witwe war auch nicht fern. Man unterhielt sich im Flüstertone. Eine Nachtlampe brannte im Zimmer. Die Pastorin erzählte Gerlands Krankheitsgeschichte dem neben ihr stehenden Dornig, in ihrer Art, mit starken Übertreibungen.

Gerland verdroß ihre Wichtigthuerei. Dr. Herzner schien

Digitized by Google

zu bemerken, was den Kranken störe; er bat die Pastorin, doch eine Wassersuppe für den Patienten herzustellen.

Die Witwe entfernte sich, Dornig trat jetzt an das Bett. „Na, was machst du denn da für Geschichten, alter Junge!“ rief er mit einer Stimme, die den ganzen Raum erfüllte.

„Bitte, nicht so laut, Pastor Dornig!“ meinte der Arzt. „Sie sind hier nicht auf der Kanzel.“

Dornig lachte dröhnend. „Na, Sie thun ja wirklich, als ob's bereits zum letzten ginge. Aber das macht ihr Ärzte ja immer so, um hernachen mit Euren Wunderkuren zu prahlen.“

„Sie irren sich, Pastor Dornig, wir sind es nicht, die an Wunder glauben.“

Dornig war durch die schnelle Antwort des Arztes etwas aus dem Texte gebracht; „Was wird's denn weiter sein, als ein bißchen Schnupfen,“ meinte er.

„Mehr ist es doch; wenn auch von Lebensgefahr keine Rede ist.“

Ich hoffe, er übersteht's, obgleich er Sie zum Arzte hat.“ — Dornig lachte weidlich. Jetzt hatte er's dem Doktor doch auch einmal gegeben.

Der Arzt zeichnete nicht weiter auf ihn und beschäftigte sich mit dem Patienten.

Dornig setzte sich neben das Bett. „Du hast ja da wirklich eine famose barmherzige Schwester — diese Witwe — das muß ich sagen, von der ließe ich mich auch gleich pflegen.“

„Irritieren Sie doch den Kranken nicht,“ raunte ihm der Arzt zu. Dornig kicherte.

„Werde ich am nächsten Sonntag predigen können?“ fragte Gerland nach einiger Zeit.

„Auf keinen Fall! Sie müssen sich halten; unter acht bis vierzehn Tagen lasse ich Sie nicht heraus.“

Gerland seufzte.

„Hier, Herr Pastor Dornig, wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, Sie in Ihren Amtsgeschäften zu vertreten,“ meinte der Arzt mit diabolischem Lächeln. Dornig machte eine süßsaure Miene und erklärte, er habe genug in seiner eignen Parochie zu thun. —

Nachdem der Arzt Verhaltungsmaßregeln gegeben, entfernte er sich und nahm auch Pastor Dornig mit fort.

* * *

Ein junger und gesunder Mensch, wie Gerland, fand sich begreiflicherweise schwer in das Kranksein. Am meisten Sorge bereitete ihm der Gedanke, daß sein Amt für längere Zeit unversorgt bleibe. Er hatte dem Ephorus pflichtschuldigst seine Erkrankung gemeldet; die Order kam zurück, daß der Kantor am nächsten Sonntage lesen möge.

Dem jungen Geistlichen war der Gedanke peinlich. Wenzel, dem Reinheit und Würde so gänzlich abgingen, an geheiligter Stätte lesend, das erschien ihm wie eine Entweihung. Er sann nach, was zu thun sei, damit die Gemeinde das Gotteswort, von einem berufenen Diener vorgetragen nicht entbehre. Seine Gedanken blieben bei Polani haften; der mußte Hilfe schaffen. In Annenbad waren ja zwei Geistliche — einer von ihnen konnte füglich die Vertretung übernehmen. —

Digitized by Google

Er schrieb, im Bette aufsitzend, mit zitternder Hand ein paar Bleistiftzeilen, und ließ den Brief durch ein Schulkind nach Annenbad befördern.

Antwort kam zurück: Diakonus Fröschel werde am Sonntag herüberkommen und die Predigt halten. Außerdem brachte das Botenkind ein Körbchen mit, in welchem Weintrauben eingepackt waren — eine Aufmerksamkeit der Pastorin von Annenbad, die ihm gute Besserung wünschen ließ. —

Der Sonntag kam heran. Gerland hätte Diakonus Fröschels Predigt nur gar zu gern gehört; er hatte oft an das eigenartige Gespräch zurückdenken müssen, das er mit dem jungen Menschen gehabt. Das kleine blasse Knabengesicht mit den müden Augen und dem verbissenen Zug um den Mund war noch manches Mal vor seinem geistigen Auge aufgetaucht, seit sie sich in Annenbad gesehen hatten. Er konnte sich den Diakonus nicht recht auf der Kanzel denken; was mochte er mit seinem alles zersetzenden Skeptizismus dort anfangen? —

Auch ein paar Taufen, die nicht gut aufgeschoben werden konnten, warteten nach dem Gottesdienste auf Fröschel. —

Pastorin Menke war im Gottesdienste gewesen, sie kam zu Gerland herein, den Kirchenhut noch auf dem Kopfe, und berichtete brühwarm über den Eindruck, den der fremde Geistliche gemacht.

Es sei nicht viel Gescheites meinte sie. Bei der Gemeinde habe er auch keinen Anklang gefunden. „Da kann's unser Pfarrer doch ganz anders," war die allgemeine Ansicht gewesen.

Gerland fragte die Witwe näher aus nach dem Inhalte der Predigt. Sie meinte, es wäre eben nicht Fleisch, nicht

Digitized by Google

Fisch gewesen; man sei nachher ebenso klug wie zuvor. Die Moral habe eben gefehlt. Da hätte ihr Seliger es freilich besser gekonnt, der habe den Leuten tüchtig die Hölle heiß gemacht. Da sei aber auch Gottesfurcht dahinter gewesen und die scheine dem jungen Herrn, der heute gepredigt habe, abzugehen. Und dann sei er ja auch so ein kleiner, häßlicher Mann, meinte sie, und wollte sich ausschütten vor Lachen, über das lächerliche Gesicht und die dünne Stimme Fröschels. „Der hat uns nicht imponieren können," schloß sie, „da sind wir's doch eben ganz anders gewöhnt von unserem Pfarrer."

Gerland mußte über ihre grobe Schmeichelei lachen. Unangenehm war es ihm ja gerade nicht, zu hören, daß ihn der Fremde nicht ausgestochen habe vor seinen Pfarrkindern. —

Der Diakonus kam zwischen den Gottesdiensten ins Pfarrhaus herüber, um Gerland zu sehen und das Mittagessen einzunehmen.

Gerland dankte ihm für die Vertretung und sprach die Hoffnung aus, Fröschel ein zweites Mal nicht herüberbemühen zu müssen — am nächsten Sonntag, hoffe er, die Kanzel wieder selbst betreten zu können. Er wollte und mußte gesund werden. Der Konfirmationsunterricht sollte beginnen, eine Kirchenratssitzung stand bevor, in der er einen längstvorbereiteten Antrag einbringen wollte. Gerland klagte bitter über die sinnlose Thorheit des Zufalls, der ihn gerade jetzt aufs Krankenlager geworfen, wo so vieles Wichtige zu beschicken war.

Fröschel, neben dem Bette sitzend, hörte dem allen mit skeptischer Miene zu.

Digitized by Google

„Sind Sie denn wirklich so für den Beruf begeistert?“ fragte er.

Gerland sah ihn erstaunt an, ob dieser Frage. „Natürlich, bin ich begeistert — natürlich, liebe ich den Beruf — Sie denn nicht?“

Fröschel lächelte melancholisch: „Schön, schön — wohl Ihnen!“

„Aber ich bitte Sie!“ rief Gerland und setzte sich vor Eifer im Bette auf. „Das müßte doch wahrhaftig ein trauriger Geselle sein, der seinen Beruf nicht liebte. Wo gäbe es denn mehr Gelegenheit, Gutes zu stiften, als gerade in der Stellung eines Landgeistlichen?“

„Was nennen Sie Gutes stiften?“ fragte der Diakonus, und Gerland glaubte etwas wie Gereiztheit aus seinem Tone herauszuhören. „Die Leute in der Kirchlichkeit erhalten, etwa? Denn das ist doch das einzige, was wir noch erreichen können. Lächerliche Figuren sind wir geworden, wir evangelischen Geistlichen, in dieser Zeit der Aufklärung; wie Hennen, denen die anvertrauten Entlein aufs Wasser gehen, wohin wir nicht folgen dürfen. — Die Kirche kommt mir vor, wie ein schadhafter Mehlsack, dem von allen Seiten das Mehl entweicht, und wir sind angestellt, zu halten, was doch nicht zu halten ist. Eine leidlich volle Kirche und möglichst wenig Fälle von Ungetauften und Trauungsverweigerern — also, die Renommierchristen auf einer hohen Präsenzziffer erhalten — das ist neuerdings das Gemeindeideal geworden. Ist denn diese Art offizieller Kirchlichkeit wirklich soviel wert, daß man die Arbeit eines Lebens daran verschwenden möchte?“

Gerland brannte die ganze Zeit über darauf, den

andern zu unterbrechen. Fröschel hatte da ein Gebiet berührt, das, wie kein anderes, sein Denken beschäftigte. „Natürlich rede ich nicht von dieser offiziellen Kirchlichkeit. Ich verachte sie, weil sie heuchlerisch und selbstgemacht und dem wahren Geiste und Sinne des Evangeliums zuwider ist. Ja, ich hasse sie als den tödlichsten Feind des echten Christentums. Wer seinen Lebensberuf darin sieht, diese morsche Ruine zu stützen, den bedaure ich. Aber ich dächte, es gäbe doch schließlich noch andere Aufgaben, die für einen evangelischen Landpfarrer zu lösen bleiben, — denen Herz und Kopf zu weihen, wohl verlohnt."

„Und diese Aufgaben wären, wenn ich fragen darf?"

„Nun — jede Art von Hilfe und Tröstung. Gerade in jetziger Zeit, wo eine neue Weltanschauung einzudringen beginnt, wo alle Stützen wanken, wo alle ratlos umhertasten, kann man Großes wirken, durch Lehre, Beispiel und Hilfe — durch Stärkung und Festigung im Glauben."

„Jawohl, im Glauben," meinte Fröschel und lachte bitter; „das klingt sehr gut und ist sehr leicht gesagt — und es sind eben doch nur Redensarten."

Gerland fuhr auf, stark errötend; fast noch mehr als seine Worte reizte ihn die geringschätzige, spöttische Miene des anderen.

„Redensarten — wie meinen Sie das! — Glauben Sie, daß ich mich mit einer Überzeugung schmücke, die ich nicht hege?"

„Ich wollte Sie nicht beleidigen; verzeihen Sie, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe. Ich meinte, ganz im allgemeinen, daß wir Theologen mit solchen Worten wie Tröstung, Festigung im Glauben und dergleichen zu schnell bei der Hand

sind. Alle diese Worte sind so abgebraucht, bedeuten gar nichts mehr, weil sie über hundert heuchlerische Zungen gegangen sind. Aber sie laufen einem von selbst unter; ich weiß das aus eigner Erfahrung. Die alten Phrasen sind fadenscheinig geworden; aber man holt sie eben doch immer wieder hervor — denn Flicken und Löcher zustopfen, das ist ja unser Handwerk. — Ich will gern glauben, daß Sie es ernster meinen; Sie scheinen durchdrungen von einem Enthusiasmus, der mir leider abgeht. — Sagen Sie mir nur das eine, aber aufrichtig: haben Sie die Überzeugung, Seelen — auch nur eine Seele — für das, was wir das Reich Gottes nennen, gewonnen zu haben in Ihrer bisherigen Thätigkeit?" —

Die Frage kam unerwartet und überraschte Gerland. Er sann nach und suchte: „Seelen, die er für das Reich Gottes gewonnen?" Vor seinem geistigen Auge mußte die Schar der Beichtkinder Revue passieren. Wie wenige es doch im Grunde waren, die da in Frage kamen. „Seelen, für das Reich Gottes?" — Ein jugendlich anmutiges Gesicht tauchte vor seinem Gedächtnisse auf. Sollte er jenen in sein kostbarstes Geheimnis einweihen — sollte er ihm von Gertrud Haußner erzählen? —

Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell, wie er ihn gefaßt hatte. —

„Wer wollte sich vermessen," meinte er, „sich solcher Erfolge zu rühmen? Man müßte ein Herzenskündiger sein, um sagen zu können, wie man mit Gottes Hilfe gewirkt. Aber eines darf ich ohne Überhebung wohl behaupten: von dem Samen, den ich hier ausgestreut, ist

Digitized by Google

doch schon einiges aufgegangen. — Sie sollen Beispiele haben." —

Er erzählte dem anderen von der alten Märzliebs-Hanne und ihrer Familie; auch von dem gottseligen Tode der Enkeltochter gab er einen rührenden Bericht. Unbewußt verlieh er der Erzählung eine Färbung, die mehr seinem Wunsche, das Behauptete zu erhärten, als der nüchternen Wirklichkeit entsprach. Die Bibelstunde und ihre Erfolge wurde auch nicht unerwähnt gelassen. So verrottet, wie er die Gemeinde von dem Amtsvorgänger übernommen, war sie jetzt doch nicht mehr. Er führte Kantor Wenzel an, der sich unter seinem Einflusse des Trunkes entwöhnt hatte; durch Erwähnung des Lehrers kam er auf seinen Plan, den Religionsunterricht zu verinnerlichen und zu durchgeistigen. Der Konfirmationsunterricht sollte ihm eine weitere Handhabe zur Erweckung der jugendlichen Seelen bieten. Predigt, Taufe, Trauung, Sterbelager, Grab, boten Gelegenheit, auf die Geister einzuwirken. Und wenn nur alle Möglichkeiten mit Energie ausgenutzt wurden, mußte es schließlich doch gelingen, die schlafenden Gemüter aufzurütteln, und bei Alt und Jung den christlichen Sinn neu zu beleben.

Fröschel hörte aufmerksam zu; der ironische Zug schwand um seinen Mund, ein wenig färbten sich seine gelben Wangen, als stecke ihn die Begeisterung des andern an; seine kleinen im Kopfe versunkenen Augen wanderten unstet hinter den Brillengläsern.

„Sie sind zu beneiden! — wirklich zu beneiden!" rief er ein über das andere Mal, in nervöser Unruhe sich die Hände reibend.

Digitized by Google

„Wieso zu beneiden?"

„Um Ihren Optimismus."

„Aber, lieber Amtsbruder, können Sie denn nicht genau dasselbe thun wie ich? ‚Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.' Sie brauchen ja nur zuzugreifen; häuserhoch wartet unser die Arbeit. Stürzen Sie sich nur einmal hinein mit wahrem Eifer; Sie werden sehen, was das für Befriedigung gewährt."

„Ein guter Rat! Ungefähr so, als ob Sie einem Tauben den Vorschlag machten, sich an dem Gesang der Vögel zu erfreuen; das würde ihn über seine Taubheit trösten," meinte jener bitter.

„Lieber Amtsbruder — sprechen wir nicht länger in Vergleichen und Rätseln," sagte Gerland und versuchte besondere Herzlichkeit in Ton und Miene zu legen; „reden wir frei zu einander; eröffnen Sie sich mir doch ganz!" Er ergriff dabei Fröschels Rechte.

Aber jener entzog ihm seine Hand und rückte ab; Gerland blickte befremdet in ein verdüstertes, mißmutiges Gesicht.

Man mußte vorsichtig sein in Behandlung dieses Herrn, der, wie es schien, Teilnahme als Kränkung auffaßte und jedes Entgegenkommen mißtrauisch ablehnte. — Aufdrängen wollte sich Gerland auch nicht. Der andre war ein sonderbarer verschlossener Geselle; aber Interesse konnte man ihm doch nicht versagen. —

Gerland lenkte das Gespräch auf ein unverfänglicheres Thema; man sprach über Bücher. Anlaß dazu gaben einige Bände, die Polani dem Diakonus zur Lektüre für Gerland mitgegeben hatte. Es zeigte sich, daß auch Fröschel

die reichhaltige Bibliothek Polanis eifrig benutze. „Die bessere Hälfte dieses Herrn“, wie Fröschel die Büchersammlung seines Pastors spottend benannte.

Gerland staunte über die Belesenheit des anderen. Fröschel gestand, daß er Nächte über den Büchern zubringe. „Sie leben unvernünftig,“ meinte Gerland, „man sieht es Ihnen an.“

„Das sagt meine Mutter auch. Aber schließlich jeder hat seine Passion: Sie Ihren Optimismus — ich die Wissenschaft. — Wozu soll man sich denn auch schonen; es ist ja nicht der Mühe wert.“

„Sie haben eine Mutter — Sie Glücklicher!“

„Ja — wir leben zusammen.“

„Sehen Sie, nun ist es an mir, Sie zu beneiden. — Eine Mutter — wenn man seine Mutter noch hätte!“

„Wenn Sie mich einmal besuchen wollen, werde ich Sie mit meiner Mutter bekannt machen.“

„Das wird mir eine große Ehre sein.“

Sie verabredeten, daß Gerland, sobald er wieder völlig hergestellt sei, nach Annenbad herüberkommen werde. Fröschel war jetzt völlig aufgeräumt und schien seine vorige Mißstimmung überwunden zu haben.

„Eine alltägliche Frau ist meine Mutter nicht, das sage ich Ihnen im voraus.“

„Nach dem Sohne zu schließen, konnte ich das auch nicht erwarten.“ —

Digitized by Google

II.

Ein Packet aus der Heimatstadt kam für Gerland an, seine älteste Schwester schickte ihm warmes Unterzeug; er hatte ihr seine Erkrankung mitgeteilt. Ihre schwesterliche Teilnahme that ihm wohl, aber der beiliegende Brief verdroß ihn. Aus jeder Zeile las er, daß ihn die Schwester nicht verstehe.

Sie schrieb ihm, daß der Geistliche an der Trinitatiskirche schwach auf der Brust werde, und daß er's voraussichtlich nicht mehr lange treiben werde. Fräulein von Enterlein hätte neulich gesagt, daß wäre doch eine Stelle für den Herrn Bruder, und auch andere Leute, deren Stimme etwas gälten, schienen so zu denken. Dann ließ die gute Schwester so ganz gelegentlich eine Bemerkung über die glänzende Karriere einfließen, die Paul, ein entfernter Vetter, gemacht, der ins Provinzial-Konsistorium berufen worden war; und ihr Mann habe gesagt, wer sich in jetziger Zeit nicht an den Laden lege, der bringe es zu nichts. —

Gerland wußte genau, was all das bedeuten sollte. Der versteckte Eifer der Schwester, ihn nach einer bestimmten Richtung zu drängen, verstimmte ihn.

Digitized by Google

Das Packet mit dem Briefe war eingelaufen, als der Geistliche bereits in Rekonvaleszenz begriffen war. Dr. Herzner hatte ihm gestattet, im Zimmer auf und ab zu gehen; ins Freie durfte er noch nicht.

Gegen das Verbot des Arztes suchte Gerland auch schon wieder das Expeditionszimmer im Parterre auf, wo sich mancherlei Arbeit angehäuft hatte.

Trotz des dicken Überziehers, den er angelegt, dünkte es ihm kalt in dem ungeheizten Raume; er beschloß daher oben zu schreiben. Er suchte zusammen, was er nötig hatte, und ging die Treppe hinauf. Es fiel ihm auf, daß die Thür zu seinem Zimmer, die er geschlossen zu haben glaubte, offen stehe. Jemand mußte drinnen gewesen sein. Seine Filzschuhe verrieten ihn nicht; ungehört trat er auf die Schwelle.

Was mußte er sehen! Die Pastorin, ihm den Rücken zuwendend, ganz in die Lektüre des Briefes vertieft, den er auf dem Schreibtische liegen gelassen.

Er mußte sich räuspern, um ihr seine Anwesenheit bemerkbar zu machen. Wie mit Blut übergossen stand sie da, auf frischer That ertappt, regungslos; dann stammelte sie eine sinnlose Entschuldigung: sie hätte geglaubt, es sei einer ihrer Briefe gewesen, den sie seit einiger Zeit vermisse.

Er zitterte vor Erregung über die außerordentliche Entdeckung, sagte aber kein Wort. Die Frau hielt es für das klügste, sich zu entfernen.

Jetzt wurden ihm mancherlei Erscheinungen klar, die er wohl bemerkt, aber denen er bisher keinerlei Bedeutung beigelegt. Sein Tagebuch hatte er gelegentlich an einem ungewohnten Flecke gefunden, einer seiner Briefe war auf

Digitized by Google

rätselhafte Weise entschwunden. Kein Zweifel mehr, sie hatte seine Korrespondenz und sein Tagebuch gelesen.

Der Gedanke, daß sie so Mitwisserin seiner intimsten Geheimnisse sei, war ihm unsagbar peinlich. Er begann sich Vorwürfe wegen seiner übergroßen Vertrauensseligkeit zu machen.

Diesem Zustande mußte, sobald es nur anging, ein Ende bereitet werden. Das Gnadenhalbjahr war in wenigen Tagen abgelaufen; er wußte, die Witwe trug sich mit der Hoffnung, noch länger bleiben zu dürfen. Sie hatte öfters darauf angespielt, und im Scherze bemerkt, er müsse jemanden haben, der ihn bemuttere. Gerade in der letzten Zeit, während seiner Erkrankung, hatte sie es verstanden, sich ihm unentbehrlich zu machen. So war es zu einer Art stillschweigendem Abkommen zwischen ihnen gekommen, daß sie auch nach Ablauf der Gnadenfrist im Hause bleiben und ihm die Wirtschaft führen werde.

Damit war es natürlich jetzt vorbei.

Da er einen begreiflichen Abscheu vor Weiberthränen hegte, teilte er ihr die Kündigung schriftlich mit. Das Brieschen hatte zur Folge, daß sie nicht zum Essen erschien. Durch das Mädchen ließ sie sagen, sie sei erkrankt und müsse das Bett hüten. Gerland bekam den ganzen Nachmittag und Abend nichts von ihr zu sehen; er war gespannt, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Am nächsten Tage erschien sie wieder zu Tisch, blaß, mit verweinten Augen. Warum sie ihr Witwenkleid, nachdem sie längst die Trauer um den Seligen aufgegeben, heute wieder angelegt, war schwer zu verstehen. Mit Ostentation hielt sie die Blicke zu Boden gerichtet und sprach

kein Wort zu Gerland, die Befehle an das bedienende Mädchen gab sie mit leiser, trauriger Stimme.

Dieselbe betrübt feierliche Miene beim Abendbrot. Gerland wurde es schwer, den Zustand zu ertragen. Sie bewies Menschenkenntnis bei der Wahl ihrer Methode. Schon fing das Mitleid an, in seinem Herzen Stimme für sie zu erheben. War seine Maßregel nicht allzuhart? Die Frau hatte in diesem Hause glückliche Jahre verlebt. War es nicht grausam, sie, die nun kein Heim mehr hatte, so kurzer Hand auszuweisen? —

Der Witwe schien die Wandlung in Gerlands Stimmung nicht entgangen zu sein, sie begann von neuem mit ihm anzuknüpfen, sagte hin und wieder etwas bei Tisch, im demütigen Tone der reuigen Sünderin.

Die Frau erschien ihm wie umgewechselt; ihre Derbheit, der burschikose Ton waren verschwunden, hatten einem verfeinerten, weicheren, geläuterten Wesen Platz gemacht.

Im Hause zeigte sie den größten Eifer. Nacht und Tag war sie um den Rekonvaleszenten besorgt, jeden Wunsch schien sie ihm von den Augen ablesen zu wollen. Und wenn Gerland mit absichtlicher Schroffheit ihre Dienste ablehnte, hatte sie einen so wehmütig bittenden Blick, daß er sich besiegt fühlte.

Ihr Verhalten verfehlte den gewünschten Eindruck nicht. Gerlands Herz war Frauen gegenüber immer schwach gewesen; vielleicht, weil er so wenig in vertrautem Verkehr mit ihnen gestanden, hatte das andere Geschlecht den Nimbus für ihn nicht verloren. Seine Sinnlichkeit war stark, unmittelbar und unverdorben, wie es häufig bei kräftigen Menschen ist, die einen enthaltsamen

Digitized by Google

Lebenswandel führen. Die Nähe des Weibes wirkte mit elementarer Gewalt auf ihn; und unter der Wucht seiner Gefühle litt die Klarheit seines Blickes. Er durchschaute die groben Netze nicht, die ihm diese Frau stellte, ließ sich durch ihre klug berechnete Schauspielerei täuschen, stand jetzt wieder ganz unter ihrem Einflusse.

Schon war der Zeitpunkt, an dem sie nach Gerlands ursprünglicher Bestimmung das Haus verlassen sollte, überschritten; stillschweigend war sie geblieben. Er konnte sich nicht entschließen, kurzen Prozeß mit ihr zu machen, obgleich ihn eine geheime Stimme häufig dazu mahnte. Die unsichtbaren Beziehungen zwischen Mensch und Mensch mit einem Rucke zu zerreißen, schien so unendlich schwer.

Auch Vernunftsgründe sprachen dafür, sie zu behalten. Wo eine andere Haushälterin herbekommen? Sollte er, wie Dornig, in den Gasthof zum Essen gehen? —

Die Wage begann sich bedeutend zu Gunsten der Witwe zu neigen.

* * *

Eine Nacht brachte die Entscheidung.

Gerland, der seinen früheren gesunden Schlaf wiedergewonnen, erwachte mitten in der Nacht von einem Geräusch an der Thür. Erstaunt setzte er sich im Bette auf; der Dunkelheit wegen konnte er zunächst nicht das geringste erkennen. Er suchte seine Gedanken zusammen und fragte sich, ob er nicht geträumt habe.

Da ein Klopfen! — jetzt ganz deutlich, an der Thür.

Auf seine Frage, wer da sei, antwortete die Pastorin mit zaghafter Stimme. Sie fürchte sich so sehr, unten

habe es an einen Fensterladen gerüttelt — sie glaube, man wolle einbrechen.

Im ersten Augenblick durchzuckte den jungen Mann ein heftiger Schreck; doch sprang er sofort aus dem Bett und rief der Frau zu, er werde kommen. Dann machte er Licht und fuhr in die ersten besten Kleidungsstücke, die ihm in die Hand fielen.

Während des Anziehens überlegte er, daß er keinerlei Waffe besitze. Ein Stock, das war alles, was er auftreiben konnte; den nahm er zur Hand und öffnete die Thür.

Die Witwe stand vor ihm, ein Licht in der Hand.

„Wie ich aus dem Bette komme, so stehe ich vor Ihnen, Herr Pastor," flüsterte sie in Aufregung. „Ich habe solche Angst. Jemand will einbrechen — ganz gewiß!"

Gerland ließ sich in Eile beschreiben, was sie wahrgenommen habe. Sie blickte sich ängstlich um und berichtete, daß sie von einem Geräusche erwacht sei, welches anscheinend vom Expeditionszimmer her gekommen sei. Ganz deutlich habe sie flüsternde Stimmen vernommen. Dann sei es eine Zeitlang ganz still geworden, aber plötzlich habe sie Lärm an der Hinterthür gehört, als feile jemand Eisen. Da sei sie aufgesprungen und hergelaufen — „gerade wie ich bin — weil ich so erschrak. Aber sehen Sie mich nur nicht an, Herr Pastor!"

Gerland dachte gar nicht daran, sie anzusehen; er war viel zu sehr erregt, als daß er auf ihre mangelhafte Bekleidung hätte achten mögen.

Man stand eine Weile und lauschte mit angehaltenem Atem; nichts ließ sich hören. Die Nacht war windstill.

Digitized by Google

Dennoch beschloß der Geistliche, ins Erdgeschoß hinab zu gehen. Er faßte seinen Stock fester und forderte die Witwe auf, ihm mit dem Lichte zu folgen. Das Herz klopfte ihm, er zitterte, aber er schritt doch vorwärts, beinahe mechanisch Gebetsworte murmelnd.

Im Hausflur blieben sie von neuem stehen und lauschten — nichts zu hören.

Er untersuchte die vordere, darauf die hintere Thür, beide waren unversehrt. „Haben Sie sich nicht vielleicht getäuscht, Frau Pastorin?" Sie beteuerte, daß sie verdächtigen Lärm gehört habe.

Vorsichtig öffnete er die Thür zum Expeditionszimmer; der Raum war leer und in gewohnter Ordnung.

Gerland schüttelte den Kopf.

„Sie müssen sich getäuscht haben, Frau Pastorin."

„Herr, mein Gott!" schrie die Witwe plötzlich auf und umklammerte seinen Arm. Unwillkürlich fuhr Gerland zusammen. „Was ist denn?"

„Hörten Sie's denn nicht?"

„Was denn?"

„Schon wieder! — Im Garten — ich hab's ganz deutlich gehört."

„Was?"

„Stimmen — ganz deutlich! — — Ach Gott, Herr Pastor — ich fürchte mich so." Und sich an ihn schmiegend, suchte sie Schutz bei ihm.

„Das ist ja Unsinn!" rief Gerland ärgerlich über ihr aufgeregtes Wesen, und machte sich los. Dann schritt er zum Fenster, riß es auf, öffnete auch die äußeren Läden; die Nacht war still.

Digitized by Google

„Sie müssen sich geirrt haben, Frau Pastorin!"

Noch einmal ließ er sich den Vorgang von ihr berichten; sie erzählte mit großer Ausführlichkeit und mit Einzelheiten, die sie zuvor nicht erwähnt hatte.

Er hörte ihr aufmerksam zu. Ob es nur möglich war, daß sie das Alles geträumt hatte, oder ob sie eine so lebhafte Phantasie besaß; denn welchen Grund konnte sie haben, dergleichen zu erfinden?

Die Ahnung eines Verdachtes stieg in ihm auf; er musterte sie scharf. Sie senkte den Blick und zog die offenstehende Nachtjacke über der Brust zusammen. „Sehen Sie mich doch nicht so an, Herr Pastor!"

Er erschrak heftig. Was bedeutete das Wort?

Verschämt schlug sie die Augen zu ihm auf, mit einem Ausdrucke, der ihm den Verstand rauben wollte. Ihre Hand nestelte an der Jacke herum, die von neuem auseinandergefallen war; ihr weißer wogender Busen wurde sichtbar.

Gerland lehnte gegen die Wand, schwer atmend, kreidebleich. Der Raum schien sich um ihn zu drehen, der Boden ihm unter den Füßen zu schwinden.

Er und sie — allein — in der Nacht — kein Mensch, der sie sah — und ihre Blicke, die nicht mehr mißzuverstehen waren.

Mit weitgeöffneten Augen starrte er sie an.

„Sehen Sie doch nicht so auf mich!" Die Flamme, die in ihren Augen aufleuchtete, strafte diese Worte Lügen.

Er bebte am ganzen Leibe, schwankte, wollte Fuß und Arm heben — zu ihr. —

Vergangenheit und Zukunft schienen für ihn in eins

Digitized by Google

zusammenzufließen. Tausend Gedanken mochten in Sekunden sein Hirn durchsausen. Das Fazit eines Lebens wurde hier gezogen. Beispiel, Erziehung, Selbstzucht, Männlichkeit, Vernunft — Wollust, Schwäche, Tierheit fochten einen kurzen Kampf, der über Glück, Reinheit und Würde seines Daseins entschied.

Und gleichsam zum Zeichen, daß der Kampf entschieden sei, richtete er sich mit einem Zusammenraffen des ganzen Körpers aus seiner schlaffen Stellung auf, stellte sich vor das Weib hin, lachte ihr höhnisch ins Gesichte, und schritt an ihr vorbei hinaus, sich im Dunkeln den Weg nach seinem Zimmer suchend.

* * *

In dieser Nacht ging er nicht mehr zu Bett. Das Bewußtsein, einer riesenhaften Gefahr entgangen zu sein, hielt alle seine Sinne wach; er war wie einer, der in traumwandelnder Sicherheit an einem Abgrund dahingeschritten und nachträglich, wo er auf seinen Weg zurückblickt, erst vom Schwindel gepackt wird.

Immer und immer wieder durchlebte er den außerordentlichen Vorgang: ihr Anklopfen, sein argloses Eingehen auf ihre Lüge, ihr Aufzug und die künstliche Erregtheit ihrer Worte und Mienen. Wie sie mit gesenktem Blicke vor ihm gestanden, jede ihrer Bewegungen Verwirrung und Scham.

Welch teuflische Raffiniertheit wohnte in dieser glatten Haut, die sie seinen Blicken so schamlos preis gegeben.

Er dachte zurück; ein Zug fügte sich zum andern, bis

Digitized by Google

das Bild fertig war, und er ihren wohlerwogenen Plan von Anfang an zu durchschauen glaubte. Das Bild seines Amtsvorgängers tauchte vor ihm auf. Mit einem war ihr's bereits gelungen; er hatte ein zweiter Menke werden sollen.

Immer neues Material brachte sein Gedächtnis herbei. Blicke, Gebärden, Andeutungen, denen er früher keinen Wert beigelegt, bekamen jetzt, da er aus seiner Arglosigkeit erwacht, eine ganz andere Bedeutung; er war umstellt gewesen von Schlingen die ganze Zeit über.

Aber mit all ihrer Kunst hatte die Verführerin diesmal doch zu kurz geschossen, sie hatte auf die niederen Triebe im Manne gerechnet — eine Rechnung, die selten trügt. Und dennoch hatte sie sich in diesem einen Falle verrechnet, weil sie eines außer Acht gelassen, das sie selbst nicht besaß, und darum auch im andern nicht vermutete: Sittlichkeit.

Da sie geglaubt hatte, des Fanges ganz gewiß zu sein, hatte der Langverfolgte kraftvoll die Netze vor ihren Augen zerrissen. —

Was kann dem erhebenden Gefühl, dem reinen Glücke, dem seligen Stolze gleichkommen, die der junge Mann empfand, bei dem Bewußtsein, überwunden zu haben in einer Versuchung, wie sie ihm das Leben so riesengroß, dämonisch und überraschend noch nicht gebracht.

Merkwürdig, als er da unten gestanden, an die Wand gelehnt, vor sich die reife Frucht, die sich ihm anbot, da hatte er an keinen Gott gedacht, kein Gebet um überirdische Hilfe war von seinen Lippen gekommen. Aus selbsteignem Entschlusse heraus hatte er dort sein Geschick entschieden.

Digitized by Google

Aber jetzt in der Überfülle seines Glückes über den jungen Sieg, mußte er die aufquellende Gewalt der Gefühle auslassen und mitteilen; das Bedürfnis zu danken und zu preisen überkam ihn mit instinktiver Gewalt.

Höchste Not und höchstes Glück vermag der Mensch nicht allein zu ertragen.

Und Gerland beugte die Kniee.

Digitized by Google

III.

Die Pastorin Menke war gegangen; zum Schlusse hatte sie ihr wahres Gesicht gezeigt. Auseinandersetzungen häßlichster Art waren es, die zwischen der Scheidenden und dem jungen Geistlichen stattfanden; die Witwe machte allerhand Forderungen geltend, die ihr angeblich aus der Wirtschaftsführung noch zukamen. Von mehreren Stücken, die Gerland als Inventar des Pfarrhauses übernommen hatte, behauptete sie, daß sie ihrem verstorbenen Gatten persönlich zugehört hätten. Gerland, in geschäftlichen Dingen unbewandert, und der Witwe an Unverfrorenheit und Eigennutz in keiner Weise gewachsen, zog bei diesen Verhandlungen natürlich den Kürzeren.

Sie hatte die Stirn, auch noch die unschuldig Gekränkte zu spielen; Gerland hätte ihr den Stuhl vor die Thüre gesetzt, sprengte sie aus; trieb sie, die unglückliche Verlassene, ohne jeden Anlaß aus dem Hause, wo sie glückliche Jahre an der Seite eines geliebten Gatten verbracht hatte. — Gerland sah sie im Witwenkleide eifrig von Haus zu Haus gehen und Abschiedsbesuche machen. Er merkte es an den Mienen und einzelnen versteckten Bemerkungen seiner Beicht=

Digitized by Google

kinder, daß die Sympathieen auf seiten der Witwe seien. Man zieh ihn der Härte und Grausamkeit.

Was konnte er gegen den ungerechten Verdacht thun? Sollte er hintreten und öffentlich erklären, was sich in einsamer Nachtstunde zwischen ihm und der Frau zugetragen? Sein Schamgefühl sträubte sich dagegen, und — würde man ihm denn Glauben schenken?

Gerland atmete auf, als sie endlich abgezogen war. Ihr Abschied vom Pfarrhause fand unter starkem Zulaufe statt. Es schien fast, als wollte man demonstrieren. Der junge Gutsbesitzer Finke war mit Frau und Anhang erschienen und hatte mehrere Wagen mitgebracht.

Schwarz gekleidet, das Taschentuch vor den geröteten Augen, so schwankte die Witwe, von zwei Freundinnen gestützt und von einem kleinen Zuge Bekannter gefolgt, zum letzten Male vom Pfarrhause nach dem Gottesacker, wo sie sich auf dem frischbekränzten Grabe des Seligen niederwarf und ihrem Witwenschmerze in theatralischer Weise Ausdruck gab.

Mit Ostentation fand dann in drei Geschirren die Abfahrt statt, nach der Kreisstadt.

Gerland behielt das Mädchen, welches bereits unter der Pastorin gedient hatte, im Hause. Freilich um sein tägliches Brot war es von jetzt ab traurig genug bestellt. Aber wenn auch sein Magen hin und wieder knurrte, einen guten Mittagstisch wollte er doch nicht um den Preis seiner Ruhe erkaufen.

* * *

Digitized by Google

Jetzt, nachdem er sich völlig hergestellt fühlte, dachte Gerland daran, seine Freunde in Annenbad aufzusuchen.

Eines Morgens machte er sich zeitig auf den Weg. Über Breitendorf lag noch dichter Nebel; Strohdächer, Holzgiebel und die Kronen der Obstbäume ragten aus weißem Dunste hervor. Es hatte zum ersten Male gefroren in der vergangenen Nacht; er erkannte es an den Georginen, welche Häupter und Blätter trauernd hängen ließen; über dem Grase lag Reif. Als er an der Scheune des Kirchbauers vorüberschritt, ertönte von der Tenne her der Dreitakt des Dreschflegels.

Die Sonne hielt sich hinter Schleiern, die Berge waren verdeckt durch niedriggehende Wolken. Nebelschwaden lagen über den braunen Äckern und grauen Stoppeln.

Hier und da waren Leute auf den Feldern beschäftigt, Männer hinter dem Pfluge. „Hotte ho!" klang es eintönig durch den Nebel zu dem Wanderer auf der Landstraße herüber. Einzelne dreiste Krähen und Dohlen folgten der Pflugschaar in der frisch aufgeworfenen Furche.

Nach zweistündigem Marsche etwa kam Gerland an eine Wegteilung. Unter drei alten Lindenbäumen stand hier ein Erlöserbildnis, ein buntgemalter Holzkorpus mit goldglänzendem Heiligenscheine. Die rotblutende Wunde in der Seite fehlte nicht.

„O Mensch, bedenk' das Ende,
Bedenke das Gericht.
Es müssen alle Stände
Vor Jesu Angesicht. —"

stand darunter zu lesen.

Aus den Feldmarkungen kam der Geistliche in waldiges

Digitized by Google

Gelände; stundenlang kein Dorf, kein Haus am Wege. Der Wald legte schon sein buntes Herbstkleid ab; Ahorn, Birke und Linde waren kahl, nur die Steineiche hielt ihre braunen verdorrten Blätter mit mannhafter Zähigkeit fest. Eichelhäher waren in großer Schar thätig, flogen dreist und neugierig neben dem Wanderer her, von Baum zu Baum.

Dann kam eine nebelumhangene Wiesenmulde, auf schwarzem Moorboden spärlicher Gras- und Binsenwuchs; hier und da die Rasennarbe abgeschält und der Torf zu Haufen geschichtet, an einem dunklen, träge fließenden Wasser lüderliche Erlenstümpfe. Eine öde, erbärmliche Landschaft, erstorben, trostlos, als sei niemals Sommer gewesen und als könne niemals wieder Frühling sein.

Gerland fühlte sich angesteckt von der Melancholie der Umgebung. Schwer und trübselig schlichen seine Gedanken am Boden hin, wie die grauen Nebelstreife. —

Gott sei Dank! Endlich lüftete sich der Schleier ein wenig; ein gelber, mattglänzender, braunumränderter Fleck am Himmel ließ ahnen, wo die Sonne stehe. Frischer Wind strich über die Höhen, die Bergketten wurden frei; der Ort da unten im Thale mit den beiden Kirchen war Annenbad. —

Eine Stunde darauf saß Gerland auf bequemem Lederstuhle vor einem guten Frühstück, ihm gegenüber die Frau Pastorin von Annenbad; Polani war ausgegangen in Amtsgeschäften.

Sie waren beide befangen gewesen beim Wiedersehen, Gerland und die Frau. Ihm kam sie sehr verschieden vor

Digitized by Google

von dem Bilde, das er sich von ihr im Gedächtnis bewahrt hatte — wie es so häufig geht.

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen; sie machte ihm den Eindruck der Unsicherheit. Sie war entschieden verlegen und suchte sich darüber durch vieles Sprechen hinwegzuhelfen. Was sie erzählte, war zerfahren und oberflächlich. Von der Badesaison, die vorbei sei und dem langweiligen Winter, der nun vor der Thür stehe; dann plötzlich, ziemlich unmotiviert, begann sie von Graf Mahdem zu sprechen. Halb und halb suchte sie sich über ihn lustig zu machen, und Gerland entsann sich doch sehr wohl, wie ihr die Aufmerksamkeit des Magnaten gefallen hatte. —

Alles was sie vorbrachte, machte einen schiefen, gesuchten Eindruck, das schien sie auch selbst zu empfinden.

Er begriff heute nicht, daß sie jemals irgend welchen Eindruck auf ihn hatte hervorbringen können. Er stand nicht mehr unter dem Banne ihrer dunklen Augen; der Rausch, den das Gefühl ihrer Nähe bei jener abendlichen Fahrt ihm erregt, war verflüchtigt. Er fühlte jetzt ein gewisses Bewußtsein der Überlegenheit ihr gegenüber.

Seine Stellung zum Weibe hatte sich verändert, seit jenen jüngsten Erfahrungen mit der Witwe, ohne daß er sich selbst klare Rechenschaft über diese Wandlung seiner Anschauungen gegeben. Der geheimnisvoll duftige Zauber, den jedes weibliche Wesen bisher für ihn gehabt, war zerstört — er hatte die Harmlosigkeit unwiederbringlich abgestreift. Seit er sich selbst in der Versuchung besiegt hatte, fühlte er sich überlegen in seiner Männlichkeit; sein Sinn war ernüchtert und sein Auge dem andern Geschlechte gegenüber geschärft.

Digitized by Google

Sie führte ihn diesmal nicht in ihren Salon. Man blieb im Eßzimmer am gedeckten Frühstückstisch sitzen, sie mit einem elegant gebundenen Buche in der Hand, in dem sie spielend blätterte.

Gerland empfand, daß es auf die Dauer ermüdend wirke, mit ihr zu sprechen; wenn sie es auch nicht an Worten fehlen ließ, so gab sie doch ungemein wenig Gedanken. Er mußte unausgesetzt neuen Stoff zu Tage fördern, damit das Bächlein der Unterhaltung nicht ganz zum seichten Rinnsale werde.

Um etwas zu sagen, fragte Gerland, was für ein Buch sie da in der Hand halte. Sie reichte ihm das goldverzierte Bändchen hin: „Auf Gottes Wegen". —

„Graf Mahdem hat mir das geborgt," erklärte sie. „Ist es nicht schön, daß sich ein solcher Herr so für das Religiöse interessiert."

Ihn reizte es, zu erfahren, wie sie selbst zur Religion stehe. Bald war man mitten in einem religiösen Gespräche. Sie sei sehr fromm, erklärte sie, und bete viel. —

Ihre Selbstgerechtigkeit reizte ihn; er stellte die Behauptung auf, Religion sei bei den meisten Menschen, besonders aber bei den Frauen, nur Modesache. Sie widersprach dem eifrig. Sie könne nicht einschlafen, ohne ihr Gebet gesprochen zu haben, und jeden Morgen lese sie ihre Andacht. Nicht gebetet, das komme ihr so vor, als ob man sich nicht gewaschen habe; es seien ja auch nur die „ganz schlechten und ordinären Menschen", die nicht glaubten.

Ihr seichter, dünkelhafter Positivismus war unausstehlich. Unwillkürlich drängte sie ihn in die freisinnige Position. Er rief ihr zu, der könne überhaupt garnicht vom

Digitized by Google

Glauben sprechen, der nicht einmal völlig am Glauben verzweifelt sei.

„Aber was sind Sie denn eigentlich für ein Geistlicher!" meinte sie ehrlich entsetzt. „Sie sprechen ja wie ein Heide."

Unwillkürlich mußte er lächeln und meinte, so schlimm sei es nicht.

Ob er vielleicht der Ritschelschen Richtung angehöre, fragte sie, offenbar nicht wenig stolz, daß sie von der Existenz dieser Theologenschule etwas wisse.

Schulen und Richtungen gäbe es überhaupt nicht für ihn, erklärte er; für ihn gäbe es nur das Evangelium Jesu Christi.

„Nun, dann sind Sie ja also fromm; das freut mich! Was Sie vorhin sagten, klang sehr liberal. — Wissen Sie, eigentlich spreche ich mit meinem Manne nie über Religiöses — ist das nicht sonderbar?" —

Gerland bestätigte, daß dies in der That merkwürdig genug sei zwischen Eheleuten; über diese größte aller Fragen müsse man, so denke er, sich doch am allerersten auseinandersetzen.

„Ach — wissen Sie — das ist beim Verheiratetsein ganz sonderbar" — sie blickte errötend von Gerland weg — „in vielen Dingen bleibt man sich fremd. — So zum Beispiel, wie wir beide jetzt gesprochen haben, könnte ich mich mit meinem Manne nie unterhalten — das wäre ganz unmöglich."

Er schwieg betroffen zu dieser Äußerung. Sie hatte das viel ernster gesagt, als alles, was er je zuvor von ihren Lippen vernommen.

Ihr Mund zuckte; sie bewegte die Lippen, als wolle

Digitized by Google

sie etwas sagen, er sah gespannt weiteren Eröffnungen entgegen; aber dann, als habe sie ihren Sinn geändert, sprang sie auf ein anderes gleichgiltiges Thema über, und überließ ihn seinen Vermutungen über den verborgenen Sinn ihrer Worte. —

Nachdem er so eine Stunde und mehr mit ihr verplaudert, bat er sich Urlaub aus; er habe noch einen Besuch im Orte vor.

Wen er in Annenbad besuchen wolle, fragte sie neugierig. Geringschätzig zuckte sie die Achseln, als sie hörte, daß nur Diakonus Fröschel gemeint sei.

* * *

Auch den Diakonus traf er nicht zu Haus an; aber die ältere Dame, welche ihm öffnete, erklärte, wenn er Pfarrer Gerland von Breitendorf wäre, so sei sie ermächtigt, ihn anzunehmen. Ihr Sohn habe ihr eingeschärft, den Herrn Pastor auf keinen Fall fortzulassen, falls er selbst nicht zu Haus sei.

Sie bat ihn, in's Zimmer zu treten.

Das Quartier machte besonders nach dem Polanischen gesehen, den Eindruck der Enge und Ärmlichkeit.

Die alte Dame nahm auf einem verschossenen Sofa Platz, das vor einem runden Tisch mit weißer Decke stand. Schmuck und Luxusgegenstände fehlten vollständig. Keine Blumen, keine Nippsachen, nicht einmal ein Spiegel war vorhanden, doch hingen einige Stiche in einfachen Rahmen an den Wänden: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt darstellend. Außerdem wurden die grau

Digitized by Google

und grünen Streifen der Tapete nur noch durch eine Anzahl schwarzer Pappvierecke unterbrochen, auf denen in goldenen Buchstaben Bibelsprüche zu lesen waren. Über einem niederen Betpulte erhob sich ein hölzernes Kruzifix mit weißem Elfenbeinkorpus. Bibel, Gesangbuch und einige andere stark abgegriffene Bücher lagen auf der Pultplatte, mit mannigfachen Buchzeichen versehen.

Schnell erfaßte Gerlands Blick den Gesamteindruck dieses Zimmers, und mit verdoppeltem Interesse betrachtete er die Erscheinung der Frau, die in solcher Umgebung hauste.

Fröschels Mutter war eine mittelgroße, hagere Frau mit ausdrucksvollen Zügen. Ähnlichkeit mit dem Sohne konnte auf den ersten Blick vielleicht nur in der starken, gewölbten Stirn und den tiefliegenden Augen gefunden werden. Die Gesichtsfarbe war gleichmäßig pergamentfarben, das Haar beinahe ganz ergraut.

Sie trug ein dunkles, anliegendes Kleid vom einfachstem Schnitt und als einzigen Schmuck ein Metallkreuz.

In dieser Erscheinung lag nichts, was auf frühere Anmut hätte schließen lassen, aber sie war in ihrer ernsten Schlichtheit voll Würde; die straffe Haltung der Sechzigerin, die gemessene Sicherheit ihres Auftretens, hatten etwas Imponierendes.

Die Unterhaltung wandte sich naturgemäß auf den abwesenden Sohn; er war ausgegangen. Sie halte darauf, daß er sich Bewegung mache, erklärte sie — er brauche körperliche Bewegung als Gegengewicht zu seiner angestrengten geistigen Thätigkeit. —


Digitized by Google

Die Gewähltheit ihrer Sprache fiel Gerland auf, und doch lag nichts Gesuchtes in ihren wohlgesetzten Worten.

Er begriff, daß er eine Frau von Bildung und Urteil vor sich habe; unwillkürlich nahm er sich in dem, was er äußerte, besonders zusammen. Der Eindruck, den er hervorbringen würde, konnte ihm nicht gleichgültig sein, einer solchen Persönlichkeit gegenüber.

Man kam auf den Studiengang ihres Sohnes zu sprechen; Gerland fand sie erstaunlich wohlunterrichtet über das theologische Handwerkszeug. Sie sprach von den synoptischen Evangelien — von ethisch-teleologischer Weltanschauung — vom Paulinismus — von der normativen Dignität der Bibel, als sei der Umgang mit derartigen Materien ihre alltägliche Beschäftigung. Der Geistliche konnte nicht umhin, ihr sein Erstaunen darüber auszudrücken. Es war das erste Mal, daß er ein Lächeln ihre ernsten Züge beleben sah. Und mit diesem halb melancholischen, halb ironischen Zucken der Mundwinkel, sah sie auf einmal dem Sohne sehr ähnlich.

Eigentlich könne sie von sich sagen, daß sie mit Moritz — so benannte sie den Sohn — um die Wette Theologie studiert habe.

Gerland fand, daß sie nicht müde wurde, von ihm zu sprechen. Alles, das Kleinste, was auf ihn Bezug hatte, schien von Interesse für sie zu sein. Sie erwähnte gelegentlich, daß Moritz sehr anerkennend von Gerland gesprochen habe; die bedeutsame Art und Weise, wie sie das vorbrachte, bewies, daß sie dies im Grunde für das stolzeste Lob halte, das einer Person zu Teil werden könne. — Sie sprach von seinen Angewohnheiten und

Digitized by Google

Liebhabereien, citierte einige Aussprüche, die er gethan hatte. Die mütterliche Zärtlichkeit verlieh selbst dem Belanglosen einen gewissen Wert. Gerland konnte zwischen den Worten lesen, daß der Sohn ihr Stolz und ihre Wonne sei. Gelegentlich erwähnte sie auch, daß sie noch nie für eine wirklich lange Zeit von ihm getrennt gewesen sei — selbst als er die Universität besuchte, hatte er bei ihr gewohnt — und daß sie sich nie von ihm zu trennen hoffe. —

Endlich erschien der Liebling der Mutter in eigner Person. Sein schlecht gepflegtes Äußere und seine nachlässigen Manieren fielen Gerland heute ganz besonders auf, im Vergleiche zu dieser Frau, welche die Akkuratesse und Korrektheit in Person schien. Unrasiert, mit einem schäbigen Überzieher angethan, trat er ins Zimmer, warf den Hut auf einen Stuhl, riß den Paletot ab — alles, noch ehe er Gerland begrüßt hatte. Als er dem Gaste schließlich die Hand reichte, hatte sein Gruß etwas Spöttisches: „Sind Sie hier!“ meinte er.

„Du hast dich doch nicht erkältet, Moritz, in dem dünnen Überzieher?“ forschte die Mutter mit besorgter Miene.

„Laß deine Hände fühlen — ganz kalt — du mußt etwas Warmes zu dir nehmen — Glühwein!“

Er widersprach lebhaft.

„Ich mache dir Glühwein — Herr Pfarrer Gerland nimmt vielleicht auch ein Glas an.“ — Damit verschwand sie.

„Nun, was sagen Sie eigentlich zu meiner Mutter?“ fragte der Diakonus in dem geringschätzigen Tone, der Gerland niemals ganz echt an ihm erschienen war.


Digitized by Google

„Zunächst einmal halte ich sie für eine sehr kluge Frau.“

„Das ist sie.“ —

„Und eine wirklich tiefe, umfassende Bildung scheint Ihre Frau Mutter zu besitzen.“

„Die besitzt sie. Eine erstaunliche Bildung für eine Frau; aber ist Ihnen das vielleicht aufgefallen, wie wenig dieser außergewöhnliche — für eine Frau außergewöhnliche — Bildungsgrad den Charakter meiner Mutter beeinflußt hat?“

„Um das beurteilen zu können, kenne ich doch Ihre Frau Mutter erst zu kurze Zeit.“

„Hm! — Nun, ich kann Ihnen versichern, sie ist dieselbe geblieben, die sie immer gewesen. Sehen Sie, das ist der Unterschied, wir Männer formen unsere Weltanschauung gemäß der geistigen Atmosphäre, in der wir leben. Es ist eine Art physikalischer Prozeß — verstehen Sie! Die geistige Nahrung, die wir zu uns nehmen, wird umgesetzt und bildet die Struktur unseres inneren Menschen — bei den Frauen ist das etwas anderes. Hat Ihnen meine Mutter erzählt, daß sie mit mir studiert hat?“

„Jawohl!“

„Meine Kollegheffe hat sie abgeschrieben und durchgearbeitet; um die Wette mit mir hat sie exegetische Übungen gemacht — alles aus Passion. Philosophie und Metaphysik hat sie getrieben. Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, ja sogar Schopenhauer haben wir gelesen — und meine Mutter hat diese Schriften sogar begriffen. — Und nun, bitte, sehen Sie sich einmal hier um“ — er wies auf die Bilder der Auferstehung und Himmelfahrt — „die Frauen

besitzen eben die Kunst, nur soweit zu verstehen, wie sie verstehen wollen; was bedenklich ist und unbequem, das schließen sie aus. Was sie nicht zu sehen und zu hören wünschen, das fließt wie Wasser an ihnen ab — sie schütteln sich und sind die Alten. Die Frauen, glauben Sie mir das, sind glücklicher organisiert als wir, die wir uns einwühlen in Fragen, bis wir nicht mehr vorwärts noch rückwärts wissen." —

Gerland lag die Frage auf der Zunge, wie sich die Mutter zu dem religiösen Freisinn des Sohnes stelle. Aber er hatte noch von neulich her Fröschels Verhalten vertraulichen Fragen gegenüber im Gedächtnis. Den Schein der Aufdringlichkeit wollte er dieser empfindlich reizbaren Persönlichkeit gegenüber nicht wieder auf sich laden. So unterdrückte er denn die Frage.

Er meinte nur, ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn erscheine ihm beneidenswert.

„Eine rührend gute Mutter ist sie — da haben Sie recht," erklärte Fröschel mit ernst nachdenkender Miene, der jeder ironische Zug fehlte.

„Sie spricht mit der größten Liebe und Bewunderung von Ihnen."

„Ach, hat sie Ihnen von mir vorgeschwärmt? Konnte ich mir ja denken. Das macht sie mit jedermann so."

Wie gut Sie es haben mit solch einer Mutter. Stets eine Stätte zu wissen, wo man all seine Sorgen hintragen kann — alles durchsprechen mit einer klugen Frau — alle Zweifel —"

Fröschel unterbrach ihn mit einer gewissen Hast. „Ja


Digitized by Google

ja — das ist sehr schön — gewiß! — Meine Mutter verpflegt mich wundervoll, wie exemplum zeigt. —"

Die Mutter erschien mit einem Brette, auf dem dampfende Gläser standen.

Gerland blieb bei Mutter und Sohn, so lange es ihm sein Versprechen, im Pfarrhause zu Mittag zu speisen, erlaubte.

Polani empfing ihn in seinem Studierzimmer. Die Pastorin war noch bei der Toilette.

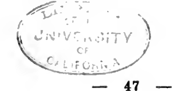
„Sie kommen von meinem Diakonus, lieber Amtsbruder," rief ihm Polani entgegen. „Ich freue mich, daß Sie sich zu dem jungen Manne halten — sich nicht durch seine Eigenheiten abstoßen lassen." —

Gerland sprach von der Mutter und dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

Polani nannte sie eine „erprobte Christin". — „Ich hoffe, sie wird den Sohn auf den rechten Weg führen, der junge Mensch steht in der gewissen Krise, die wir Theologen ja mehr oder weniger alle durchgemacht haben. Auch er wird, denke ich, noch zu positiven Anschauungen kommen." —

Polani wußte allerhand über die Vorgeschichte der verwitweten Frau Fröschel zu berichten. Sie war Erzieherin gewesen und hatte erst in vorgerücktem Alter geheiratet — aus Neigung, wie es schien; wenigstens hatten sie lange auf einander gewartet. Beide waren im Lehrfach thätig gewesen, er als Mathematiker. Später, nachdem ihnen der Sohn geboren, mußten sie sich jedoch veruneinigt haben — wenigstens hatten sie zeitweise getrennt gelebt. Der Hauptgrund ihrer Uneinigkeit sei: Meinungsverschiedenheit auf religiösem Gebiete gewesen, wie Polani wissen wollte.

Digitized by Google


UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gerland interessierten diese Nachrichten aufs Höchste; er hätte gern noch mehr in Erfahrung gebracht.

Aber jetzt erschien die Frau des Hauses in Dinertoilette.

„Ach sprecht doch nicht schon wieder von diesen unausstehlichen Fröschels — das ist ja langweilig!" unterbrach sie das Gespräch.

Digitized by Google

IV.

Pastor Gerland war mit der Zeit in sein Amt und in seine Gemeinde hineingewachsen.

Aus der großen Masse der Parochianen hoben sich mehr und mehr Gestalten und Gesichter Einzelner ab, die ihm vertraut und lieb waren; von Tag zu Tag mehrten sich die Anknüpfungen zwischen ihm und seinen Beichtkindern. Hier hatte er ein Paar getraut, dort ein Kind getauft, in dem einen Hause einen Sterbenden berichtet, in dem andern einen Genesenden besucht. Die Kinder kannte er vom Schulunterricht, die heranwachsende Jugend vom Konfirmationsunterricht her, der jetzt gerade seinen Anfang genommen hatte. Mit den Honoratioren des Ortes endlich brachten ihn Schul- und Kirchensachen in häufige Berührung. Bei jeder Gelegenheit, wo Kenntnisse und höhere Begabung gebraucht wurden, rief man die Hilfe des Pfarrers an. Er mußte Schriftstücke revidieren, Anträge verfassen, und zum Sedanfeste hatte ihn der Kriegerbund ersucht, die Rede am Grabe der Gefallenen zu halten.

Mit der zunehmenden Einsicht in die mannigfachsten Verhältnisse hatte er an Vertrauen und Sicherheit ge-

Digitized by Google

wonnen. Er mußte sich manchmal über sich selbst wundern, wie hart und wetterfest er geworden war, und er freute sich dieser Wandlung.

Früher war er nicht frei von Sentimentalität gewesen; eine Art geistiger Anämie hatte ihn verhindert, unangenehmen Dingen auf den Leib zu gehen. Diese Zipperlichkeit hatte sich in der ländlich scharfen, mit dem Dufte der frischen Ackerscholle, des tierischen Düngers und menschlichen Schweißes geschwängerten Luft, schnell verloren. Seine verwöhnte hyperästhetische Städternatur lernte allmählich in dieser ätzenden Atmosphäre zu atmen — sehr zu seinem Vorteil. Kräftiger und gesünder stand er da, mit gestärkten Lungen, abgehärteter Haut, geschärften Augen; alle Organe schienen neue Kräfte aus diesem furchtbaren Humus gesogen zu haben. —

Gerland hatte sich ein Herbarium angelegt, mit dem ursprünglichen Plane, eine möglichst vollzählige Sammlung aller Gräser, Blumen und Kräuter seiner Parochie zusammenzustellen. Bereits war ein hübscher Anfang gemacht. Jetzt ließ er die Hefte unbeachtet in einer Ecke verstauben.

Ein neuer und größerer Plan hatte die frühere Liebhaberei verdrängt; Buch wollte er führen über Menschen, nicht mehr getrocknete Pflanzen sammeln, sondern Beobachtungen über lebendige Seelen.

An der Spitze stand die alte Märzliebshanne mit den Ihren. Es fehlte weder an tragischen noch an komischen Figuren. Da war der Säufer Heinze, der taube Tobis, die Besprechfrau Tonchen, der junge Gutsbesitzer Finke. Auch unter den Kindern hatte er seine Lieblinge, die ihren Platz bekamen. Kantor Wenzel nahm einen großen Raum ein.

Digitized by Google

Dr. Haußner war registriert in einer besonderen Abteilung, gleichsam als auswärtiges Mitglied. Über Gertrud hatte er noch nichts dem Papiere anvertraut; was er über sie wußte, bewahrte er im Herzen, als ein unentweihtes Geheimnis. —

Mit der schriftlichen Niederlegung seiner Gedanken wuchs das schärfere Erkennen des einzelnen Charakters und der Verhältnisse, die ihn gebildet. Und je tiefer er blickte, je mehr verstand er und je mehr verzieh er. —

Als der junge Geistliche frisch von der städtischen Kanzel in die ländliche Gemeinde getreten, war er voll moralischen Eifers gewesen, mehr als einmal war seine sittliche Entrüstung in heller Lohe aufgeflammt. Zwei Laster waren es vor allem, in denen er den Krebsschaden der ländlichen Verhältnisse zu erkennen glaubte: Trunk und geschlechtliche Sünden.

Übertriebenen Branntweingenuß fand er bei Arm und Reich verbreitet und von den Folgen vorzeitigen Geschlechtsverkehrs sah er manche zarte Mädchenblüte angefressen. Bei den meisten Bräuten, die zum Altare traten, strafte der körperliche Zustand den Brautkranz Lüge. Enthaltsamkeit schien der Bauer nicht zu kennen. Wie viele Ehen gab es, wo die Frau Jahr für Jahr gebar; daher das zeitige Dahinwelken der Mütter und die Sterblichkeit der Kinder.

Und wie wurde die Kinderwartung und Erziehung betrieben, die einfachsten Begriffe der Pädogogik fehlten. Man verzog die Kinder einerseits, gab jedem ihrer unvernünftigen Wünsche nach, dann wieder züchtigte man sie aufs grausamste, ohne Sinn und Verstand, nur nach Laune. In dem, was anständig und erlaubt sei, herrschten

Digitized by Google

die wunderlichsten Begriffe. Erwachsene und Halberwachsene beiderlei Geschlechts schliefen häufig in einem Raume durcheinander, manchmal sogar in einem Bette. Niemand scheute sich, körperliche Verrichtungen in Gegenwart anderer ungeniert vorzunehmen. Die Sprache strotzte von den unflätigsten Schimpfworten. Mittelalterlicher Aberglaube beherrschte das tägliche Leben. Vor dem Arzte fürchtete man sich wie vor dem Gottseibeiuns und griff statt dessen zu Quacksalberei und Sympathie. Die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig. Für geistigen Genuß gab es keinen Sinn; jede Verbesserung und Verfeinung des Lebens und der Sitte scheute und verachtete man als Neuerung. Dabei waren die Leute voll Selbstzufriedenheit und Dünkel; daß es anderswo besser sein könne, wollte niemand glauben. —

Gerland ging die Not dieser Menschen zum Herzen; glühend von heiligem Eifer, ließ er sich dazu hinreißen, von der Kanzel herab eine Philippika zu halten; deutlich gab er es den Leuten zu verstehen, was er von den sittlichen Zuständen in der Gemeinde halte.

Gespannt war er auf die Wirkung; aber sie blieb vollständig aus. Nicht einmal Anfeindungen brachte ihm diese Bußpredigt. Die Gemeinde trug den gewöhnlichen verschlafenen Eindruck zur Schau, wie an jedem andern Sonntage. Sein harter Tadel stachelte sie nicht auf; wie Wasser liefen seine Ermahnungen an ihren dicken Häuten ab.

Gelegentlich erfuhr dann Gerland, daß die Breitendorfer an Bußpredigten gewöhnt waren. Das war gerade des verstorbenen Pastors Menke starke Seite gewesen; und

Digitized by Google

zu der sittlichen Entrüstung auf der Kanzel, als Folie der berüchtigte Lebenswandel des Mannes, mochte wohl die Gemeinde gegen geistliche Ermahnung abgebrüht haben.

Diese und andere Beobachtungen führten den jungen Geistlichen zu der Einsicht, daß er auf falschem Wege sei, Solche tiefeingewurzelte Laster mit Drohung und Ermahnung bekämpfen zu wollen, war verfehlt. Trunkenheit, Unzucht und was er sonst beobachtet haben mochte, waren ja nur Symptome eines tiefer liegenden schadhaften Zustandes.

Mehr und mehr erkannte er, welcher Abstand zwischen ihm, dem Gebildeten, und diesen Unkultivierten bestand — und das war nicht Hochmut und Überhebung seinerseits; sie waren anders geartet, standen auf einer tieferen Stufe, fühlten, dachten, urteilten anders als er, sie hatten ihre besondere Sittenlehre, Rechtsanschauung und Religion. Bei tausend Anlässen drängte sich ihm diese Bemerkung auf, die er anfangs als vermessen weit von sich weisen wollte.

Das gab ihm viel zu denken; oft auf einsamen Spaziergängen und des Abends vor seinem Schreibtische hatte er angestrengt über diese außerordentliche Erscheinung nachgesonnen. Hier war Mensch und Mensch, Christ und Christ, und dennoch grundverschiedene Wesen — ein größerer Unterschied als der, den Rasse, Nation und Konfession begründen — ein Unterschied der sittlichen Fundamente.

Aber wie den Leuten Licht in ihre Dunkelheit tragen, wie sie erleuchten und erwärmen und den göttlichen Funken der Menschlichkeit, der in ihnen allen schlummerte, entfachen?

Sie hatten ja Kirche und Schule; in der Schule wurden

Digitized by Google

sie mit Bibel, Katechismus und Gesangbuch bekannt gemacht, die Grundsätze des Dekalogs dem kindlichen Gemüte vor allen andern eingeprägt; in der Kirche boten sich die Heils- und Gnadenmitteln für jedermann dar — und alles das schon seit Hunderten von Jahren. Was hatte es genützt? Die Leute hatten sich ihre eigne Religion zurechtgestutzt, für ihren Bedarf. Tausend Pforten und Pförtchen gab es, wo Eigennutz, Haß und Unzüchtigkeit hineinschlüpfen konnten in Christi Religion der Selbstlosigkeit des Friedens und der Reinheit. Ein guter Christ wollte jeder von ihnen heißen, aber von einem Eindringen in den tieferen Sinn des Evangeliums und nun gar von einem Leben im christlichen Geiste, war keine Rede.

Kirche und Glaube fiel bei diesen Leuten zusammen. Eine Trennung zwischen Kern und Schale vorzunehmen, ging über den Horizont des Bauern. Die Kirchlichkeit war ihnen eine eingebläute Angewohnheit.

Man mußte nur den Verlauf eines Sonntags erleben. Keine Frage: in vieler Beziehung wurde er vom Werkeltage unterschieden. Schon am Sonnabend Abend ließ man sich den Wochenbart abnehmen, Sonntag früh wurde ein frisches Hemd und die Feiertagskleider angelegt, das Gesangbuch aus Truhe oder Schrank hervorgesucht, die Frauen pflückten sich kleine Sträußer — womöglich von starkduftenden Kräutern, die an Stelle des Flakons unter die Nase gehalten wurden und den Kirchenschlaf unterbrechen sollten. — So vorbereitet trat man den Weg zum Gotteshause an, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Ohne triftigen Grund blieb keiner gern fern; Gerland hatte anfangs seine helle Freude gehabt über den eifrigen Kirchenbesuch. All-

Digitized by Google

mählich aber verflüchtigten sich die Illusionen, er wurde sich klar über den Geist, aus dem diese rege Frömmigkeit stamme. Wie viele von denen, die das Schiff und die Emporen so dicht füllten, vermochte kaum die Liturgie wach zu erhalten, während der Predigt nickten sie unfehlbar ein; bei der Aufkündigung dagegen fehlte ihm gewiß kein Ohr. Wer das Amen der Predigt etwa überschlafen hatte, wurde von dem Nachbar geweckt, denn die Nachrichten über den lieben Nächsten: die Geburts- und Todes- und Trauungsmitteilungen waren der interessantere Teil des Gottesdienstes. — Er hatte oft das Gefühl, daß er Perlen vor die Säue werfe, mit seiner Predigt. Um sich packen, begeistern oder umwandeln zu lassen, kam keiner an diese Stätte. Gewohnheit, nicht Hunger, nicht Heilsbedürfnis und Drang nach innerer Erleuchtung trieb sie zu ihm. Und als er gar erleben mußte, wie so mancher dieser mit dem Anschein der Würde und Anständigkeit begonnenen Sonntage im Gasthofe mit Tanz, Trunkenheit und Schlägerei endete, da war er geneigt, nicht mehr viel auf den regen Zulauf zu seiner Predigt zu geben. —

Von der Kanzel aus an ihre Herzen zu dringen, war nicht möglich. Der Gottesdienst, wie ihn die Agende vorschrieb, kam ihm wie ein altes, stumpf gewordenes Schwert vor; er begann sich nach schärferen Waffen umzusehen. Er hatte oft das Gefühl, als müsse er von dieser Kanzel herabsteigen, die den Priester ebensosehr von der Gemeinde entfernt, wie sie ihn über sie erhebt — herab auf gleichen Boden mit ihnen, um befreit von allem Formelwesen, Mensch gegen Mensch, einfach und natürlich zu ihnen zu sprechen.

Digitized by Google

Persönliches Beispiel bedeutete sehr viel; aber er allein war zu wenig. — Viele Verhältnisse entzogen sich für ihn vollständig der Beeinflussung. Er konnte nicht zu den Frauen gehen und ihnen Reinlichkeit lehren, oder sie zur Enthaltsamkeit im Geschlechtsgenusse ermahnen; er konnte nicht Unterricht in Kinderpflege, Erziehung und Krankenwartung erteilen.

Hier mußte weibliche Hilfe herbei. Ein stiller zarter frauenhafter Einfluß würde in diesen intimen Angelegenheiten größeres wirken, als zürnender Eifer oder trockene Belehrung.

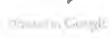
Mehr und mehr verliebte er sich in den Gedanken, eine Gemeindediakonisse anzustellen. Im Hintergrunde standen noch andere weitschauende Pläne: ein Krankenhaus für den Ort — aber, das sollte erst später kommen.

Einer Gemeindediakonisse. — Er sah im Geiste die freundliche, tröstende Gestalt, ihr bescheidenes, mildes Walten an Kranken- und Sterbelagern, beim Kindbett und in der Wochenstube.

Wie würde von einer solchen edlen, gütigen, selbstlosen Persönlichkeit, wie er sie träumte, Reinheit, Gesundheit und Sittsamkeit ausströmen und sich verbreiten unter den Verwahrlosten. —

Die Ausführung dieses neuesten Planes war nicht ohne Geldmittel durchzuführen, das wußte er.

Sie würden beschafft werden, man mußte nur an die richtigen Thüren klopfen. Zur rechten Zeit fielen ihm in der Provinzialhauptstadt einige ältere wohlhabende Damen ein, die seine Predigten eifrig besucht hatten. — Eine oder die andere dieser ehemaligen Verehrerinnen entsann sich


Digitized by Google

seiner doch vielleicht noch, und würde ihre mildthätige Hand öffnen, wenn er mit dem Klingelbeutel nahte — dessen war er sicher.

Dann besaß er ja auch selbst ein kleines Kapital, von einem unverheirateten Onkel ererbt; bisher hatte er nur die Zinsen davon verbraucht. Wenn er sich einschränkte, konnte er zur Not von seinem Gehalte und dem Ertrage des Pfarrackers leben. Er hatte einige Liebhabereien, die einigermaßen ins Geld liefen: er liebte es, sich gut zu kleiden, und kaufte sich gern hin und wieder ein Buch. Auch für seine Gartenpassion ließ er Geld aufgehen. In Zukunft wollte er alle diese Ausgaben nach Möglichkeit einschränken, was er nur irgend ersparen konnte, für seinen großen Zweck zurücklegen. —

Vor allen Dingen aber wollte er die Gemeinde selbst zu einer Beisteuer heranziehen. Soviel Einsicht und Opferwilligkeit durfte er den Vätern von Breitendorf doch wohl zutrauen, daß sie für einen Zweck, dessen Ersprießlichkeit für das Gemeinwohl so klar in die Augen sprang, Hilfe übrig haben würden.

* * *

Zum nicht geringen Erstaunen der Breitendorfer las man im Laufzettel, der die Kirchen- und Gemeinderatsmitglieder zur gemeinsamen Sitzung in die Sakristei einlud: „Punkt drei der Beratung, Antrag des Herrn Pfarrers, Berufung und Anstellung einer Gemeindediakonisse betreffend."

Man steckte die Köpfe zusammen, manch einer fragte,

Digitized by Google

was das sei, eine Gemeindediakonisse. Fremd wie das Wort, war den guten Leuten der Gedanke. Es wurde viel darüber hin und her gesprochen, im Kretscham und in den Holzstuben. Viele lachten, manche räsonierten. Die Besprechfrau Tonchen, das Dorforakel, die mit Sympathie und Wunderkuren eine schwunghafte Praxis trieb, zog von Haus zu Haus und besprach mit den Weibsleuten die unerhörte Absicht des Pfarrn, „ane Diakunissen reizubringen".

„Die sein duch katholsch," hieß es, „freilch sein die katholsch de Diakunissen — se giehn ju wie da Nunnen — schwarz un weeß."

Der Windmüller, welcher in seiner Handwerksburschenzeit irgendwo in der Fremde krank geworden und im Lazarett gepflegt worden war, bestätigte die Behauptung, alle Diakonissen seien katholisch. Und daher stand es fortan fest, der Pfarrer wolle die Gemeinde römisch machen. —

Die Sitzung war die bestbesuchteste, die Gerland bisher in Breitendorf erlebt. Beide Körperschaften, der bürgerliche und der kirchliche Gemeinderat, waren vollzählig in der Sakristei erschienen. Gerland hatte absichtlich vorher mit niemandem über seinen Antrag gesprochen. Die Leute sollten überrascht, womöglich im Sturme gewonnen werden; er hoffte etwas von seiner Beredsamkeit.

Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete die Aufnahme und Verpflichtung des Gutsbesitzers Finke in den bürgerlichen Gemeinderat; der junge Bauer war an Stelle seines verstorbenen Vaters gewählt worden.

Hiermit hatte der Geistliche nichts zu thun. Auch Punkt zwei: Amortisierung einer bei Gelegenheit des Schulumbaus aufgenommenen Schuld berührte ihn nicht.

Digitized by Google

Als es endlich soweit war, erhob sich Gerland und hielt unter gespannter Aufmerksamkeit der Gemeinde- und Kirchenältesten eine wohlvorbereitete Rede.

Er legte zunächst die Notwendigkeit seines Vorschlages dar, eine Gemeindeschwester zu berufen. Mit möglichster Schonung wies er auf die Mängel hin, die in der Gesundheitspflege, Reinlichkeit, Krankenbehandlung und Kinderwartung am Orte herrschten. Der zweite Teil seiner Rede betraf die Möglichkeit einer Besserung solcher Zustände. Er bat um Vorschläge aus der Mitte der Versammlung; der seine bestehe in Anstellung einer gelernten Krankenpflegerin. Schließlich verlas er einen von ihm aufgestellten Kostenanschlag: Gehalt, Wohnung und Verpflegung der Pflegerin betreffend. Er schloß mit der Erklärung, daß er für die Hälfte des veranschlagten Jahresgelds persönlich aufkommen werde.

Der erste Redner, welcher nach ihm sprach, der Gemeindevorsteher, ging nicht gerade mit Enthusiasmus auf den Antrag des Geistlichen ein. Bedenken machte er geltend, wie das Geld aufzutreiben sein würde, auch hatte er seine Zweifel, ob sich die Leute von einer „solchen Dame“, wie er sich ausdrückte, pflegen lassen möchten. Er erwähnte, daß man ja einen Kreisphysikus in der Stadt habe und daß es öffentliche Krankenhäuser gebe.

Andere Redner, die nach dem Gemeindevorsteher sprachen, hatten die Absicht des Geistlichen offenbar völlig mißverstanden. Sie kamen mit allerhand Einwürfen, die weit an dem Antrage vorbeischossen. Gerland hatte Mühe, durch seine Erwiederungen, die Debatte, welche sich

Digitized by Google

zu verzetteln drohte, immer wieder zum eigentlichen Gegenstande zurückzuführen.

Die Aussichten, seinen Antrag durchzubringen, wurden immer geringer; bisher hatte Gerland nur Bedenken und Einwände zu hören bekommen, gewonnen schien er niemanden zu haben.

Nur noch ein Redner stand auf der Liste, der Schuster Herkloß. Gerland war äußerst gespannt, wie sich der Mann zu seiner Idee stellen werde. Herkloß war, was die Bauern einen „Liberalen" nennen. Die kleinen Leute hatten ihn in den Gemeinderat gewählt. Er war berüchtigt seiner „ratenkahlen" Ansichten wegen. Der Geistliche hatte erst kürzlich in unliebsamer Angelegenheit mit Herkloß zu thun gehabt; es war nötig gewesen, den Mann zu ermahnen, sein jüngstes, bereits dreijähriges Kind, zur Taufe zu bringen. Die Ermahnung hatte Frucht getragen; aber der Vater selbst war nicht zum Taufakte erschienen.

Langsam erhob sich der kleine, verwachsene Mann; zwischen den hohen Schultern des Buckeligen saß ein unproportioniert großer Kopf, sein schräg liegendes, unstetes Auge sagte nichts Gutes. Ehe er zu sprechen begann, fuhr er sich ein paarmal, wie zur Vorbereitung, mit der klobigen Rechten über den breiten Mund, dann hob er an mit krähendem Organe.

Gift und Galle lösten sich sprudelnd von seiner Zunge; ein Satz rannte in den andern hinüber, er überhaspelte sich in Gedanken und Worten, nahm sich kaum Zeit zum Schlucken und Atemholen, immer wieder fuhr die Hand über die nassen Lippen und hammerartig arbeiteten die langen Arme auf und ab.

Digitized by Google

Gerland erschrak über das Unmaß von Bosheit, Haß und Feindschaft, das sich da völlig ungeahnt in der Seele eines Menschen gegen ihn angesammelt hatte.

Wenn überhaupt ein Sinn aus dieser wilden, unzusammenhängenden Rede herauszuhören war, so schien es der: dem Geistlichen sei Hochmut und Vermessenheit vorzuwerfen. Wie könne er sich unterstehen, die Breitendorfer schlecht zu machen, ihnen Unwissenheit und Unsittlichkeit nachzusagen und zu behaupten, sie erzögen ihre Kinder schlecht? Wie komme der Herr Pastor dazu! Er sei ja ein ganz junger Mann — was verstehe er von Kindererziehung und dergleichen? Er appelliere an die versammelten Gemeindeväter, ob sie schlechte und unwissende Leute seien, wie der Pfarrer behauptet hätte. Der Herr Pastor möge sich doch um das kümmern, was seines Amtes sei, und der Gemeindevertretung nicht ins Handwerk pfuschen. Sie wüßten schon, wo sie der Schuh drücke — das brauchten ihnen nicht erst gelehrte Herren zu sagen — zu viel Steuern hätten sie; und da komme der Pfarrer auch noch mit einer neuen. Für einen solchen Herrn, der sich von der Gemeinde ernähren lasse, sei es freilich leicht, kostspielige Anträge zu machen. Er und die anderen Gemeinderatsmitglieder seien Familienväter, die sich und ihre Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren müßten. Neue Ausgaben für allerhand Unfug wollten sie nicht. —

Damit schloß dieser dörfische Thersites seine Rede.

Die Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben. Sonst als der Vertreter umstürzender Ansichten von den wohlsituierten Leuten, die den größeren Teil der Versammlung ausmachten, gehaßt, hatte Herklotz diesmal eine Seite an=

Digitized by Google

geschlagen, die auch den anwesenden Gutsbesitzern und Bauern angenehm klang. Der Landmann ist eingebildet und von begrenztem Gesichtskreis; nichts berührt ihn unangenehmer, als wenn seine Errichtungen, mögen sie noch so übel sein, bemäkelt werden; und nun gar von einem Gestudierten läßt er sich Belehrung nur sehr ungern gefallen. Denn die Gebildeten, Geistlichkeit mit eingeschlossen, sind in seinen Augen Nichtsthuer, die auf Kosten ihres, des allein arbeitenden Standes, leben.

Und so war es denn den meisten der Anwesenden gar nicht unlieb, daß der Pastor sein Fett wegbekommen hatte; er war ihnen überhaupt viel zu appart und hochmütig der neue Pfarrer. Daß er neulich den Leichenschmaus beim Begräbnis des alten Finkenbauer abgewiesen hatte, wurde ihm von vielen nicht vergessen; es war ihm ganz gesund, daß er einmal geduckt wurde. Die ungehobelte Grobheit des Schusters hatte sie im stillen belustigt; man stieß sich beifällig an und zwinkerte sich mit den Augen zu. „Der hat's dem Pfarrn aber mal ordentlich gegeben," das war das allgemeine Gefühl, als Herklotz endete.

Gerland war kreidebleich geworden; soviel Niedertracht und Bosheit verwirrte ihn vollständig. Mit Schrecken fühlte er, Ruhe und klares Denken von sich weichen, deren er in diesem Augenblicke doch so sehr bedurfte. Was sollte er denn auf diese hämischen Anschuldigungen erwidern? Solcher Perfidie gegenüber war man ja waffenlos. Er fühlte die Ohnmacht des anständigen Menschen gegen niedrige Gesinnung in ihrer ganzen niederbeugenden Wucht.

Und doch mußte er irgend etwas erwiedern, sonst stand er in den Augen dieser Leute gerichtet da. Er fühlte es,

Digitized by Google

er sah es aus ihren spöttischen Mienen, daß sie auf Seiten seines Angreifers standen. —

Jetzt schwieg jener. — Ruhe! nur Ruhe! — Er mußte ruhig werden.

Mit bebender Stimme begann er seine Widerlegung; wie er voraus gewußt hatte, unglücklich — hastig, nicht frei von persönlicher Gekränktheit, nicht überlegen. Er fühlte, daß er sich in den Augen seiner Zuhörer nur immer mehr verwickelte, er las es aus ihren schadenfrohen Blicken.

Er setzte sich im Gefühl tiefer Blamage.

Die Anständigeren unter den Leuten mochten vielleicht etwas wie Mitleid mit ihm empfinden; die große Masse triumphierte und lachte sich ins Fäustchen.

Die Abstimmung ergab nicht eine einzige Stimme für den Antrag des Geistlichen. —

Gerland hatte genug.

Den Vätern von Breitendorf würde er nicht wieder mit philantropischen Plänen kommen. Die Augen waren ihm diesmal aufgegangen. Hier handelte es sich nicht mehr um Beschränktheit, Mißverstehen und Gleichgültigkeit, hier sah er widerstrebende, feindliche Elemente am Werke, die ihm entgegenarbeiteten und seine Thätigkeit lahmlegten. Diese Erkenntnis drückte ihn tief nieder.

Digitized by Google

V.

Der Konfirmationsunterricht hatte seinen Anfang genommen.

Sechs Knaben und acht Mädchen kamen dazu wöchentlich dreimal ins Pfarrhaus. Ein Enkelsohn der alten Märzliebs-Hanne befand sich unter den Kindern. Die Greisin war selbst im Sonntagsstaate von Eiba herabgekommen, um dem Herrn Pastor das Kind zu überbringen, damit er einen Christen daraus mache. —

Es war ein eignes Gefühl für den jungen Geistlichen, vor dieser Schar von Blondköpfen zu stehen, die ihn mit furchtsam neugierigen Augen musterten; sich als ihr Meister zu fühlen, der diese werdenden jungen Menschen in die erwachsene Christenheit einführen sollte.

In diesem schmiegsamen Material hinterließ noch jeder Druck seine Spuren. Ihre Aufmerksamkeit und ihr Vertrauen gehörten ihm ganz; sie glaubten jedem seiner Worte. Den Zweifel kannten diese unschuldigen Gemüter noch nicht; er konnte auf ihnen spielen, wie auf einem Musikinstrumente; jede Stimmung: Freude, Trauer, Begeisterung, Entrüstung vermochte er in ihnen hervorzurufen.

Digitized by Google

Gerland sorgte dafür, daß der Unterricht niemals langweilig oder ermüdend wurde. So wenig wie möglich quälte er die Kinder mit Gedächtnisarbeit; die Schule hatte sie ja genug mit Auswendiglernen geplagt. Jetzt sollten sie verstehen und mitfühlen lernen, und damit würde er sie vielleicht zur höchsten Stufe führen — zur Liebe.

Er bereitete sich selbst für die Konfirmationsstunde aufs sorgfältigste vor. Für diese jungen Seelen erschien ihm das beste nur gerade gut genug. Soviel wie möglich suchte er auf die Phantasie der Kinder zu wirken. Verstandesmäßige Nüchternheit, das wußte er aus eigner Erfahrung, war der gefährlichste Feind des Religiösen. Er versuchte die Materie auf jede Weise zu beleben, zu durchwärmen, zu versinnbildlichen; er verschrieb sich eine Bibelillustration, die seine Vorträge unterstützen mußte.

Nach Möglichkeit suchte er das Dogmatische aus dem Stoffe zu bannen. Wozu die naiven Seelen dieser Kleinen mit dem schwerverdaulichen, verkünstelten Schematismus überbürden, in den eine verschrobene Theologie den göttlichen Gehalt der Christenlehre gezwängt. Den Kindern wollte er eine edle, einfache, unversalzen Kost bieten.

Schwerlich würde die vorgesetzte Behörde, wenn sie zufällig den Konfirmationsunterricht visitiert haben sollte, sich mit seiner Methode einverstanden erklärt haben.

Darüber machte er sich keine Skrupel; er fühlte, daß er den Kindern darum nichts Schlechteres bot, wenn er von der althergebrachten Leier abwich. Aus ihren Antworten und Mienen erkannte er, daß ihre Aufmerksamkeit und ihr Verständnis wachse; er sah es an den geröteten Wangen,

Digitized by Google

den geöffneten Lippen, den glänzenden Augen, daß er ihnen die Leidensgeschichte Christi nahegeführt habe.

War das nicht mehr wert, als wenn sie die gesamten Hauptstücke und noch soviele knifflische Definitionen trockener Religionsbegriffe ohne Anstoß hätten aufsagen können? —

Und für sich selbst — was gewann er nicht aus diesen Stunden, die er im Verkehr mit der kindlichen Schar verbracht; er wuchs mit ihnen an Innigkeit und Schlichtheit; und das Bewußtsein, daß sie ihn liebten, diese unverdorbenen Gemüter, mußte ihm eine Entschädigung sein für manche herbe Erfahrung der letzten Zeit. —

* * *

Der Winter war inzwischen über Breitendorf mit sanfter Decke hereingesunken. Gern lauschte er, von der Arbeit aufhorchend, dem Dreiklang der Dreschflegel im Dorfe, der ihm eine vertraute Melodie geworden. Schwer mit knarrenden, holzbesohlten Stiefeln kamen die Bauern den frostharten Kirchsteg am Pfarrgarten herabgepoltert, mit Schafwollpelzen und Fausthandschuhen, die Gesichter blaurot angelaufen, die Frauen vermummt, in Kopftüchern und wattierten Puffjacken. —

Immer tiefer spann sich der junge Geistliche ein in seine eigne Gedankenwelt, während draußen der Schnee das einsame Thal dichter und dichter einhüllte — er ließ es schneien. Die Post war des tiefen Schnees wegen für ein paar Tage völlig ausgeblieben — immer zu! Ihm war es recht; er fing an die Einsamkeit als seine beste Freundin zu lieben. Wie wohlthuend war der Anblick dieser weiten

Digitized by Google

Schneedecke, unter der gleichsam alle Wünsche und Triebe schliefen, wie still und schicksalsergeben die Wälder unter ihrer schweren Bürde, wie gleichmäßig resigniert das Stumpfgrau des Himmels, das sich nach kurzem Tage in ein mattes, schnell von der Nacht verhülltes Rosagelb verwandelte. —

Gerland unternahm häufig weite Spaziergänge; auf dem harten Schnee in der klaren Winterluft marschierte es sich herrlich. Unter dem weißen Leichentuche schlummerte der braune Acker und die grüne Saat. Es glitzerte auf der lichten Decke von Milliarden Schneekristallen. Die Bäume an der Straße standen verglast bis an die äußersten Äste und Ästchen vom Reiffrost. Das Wild war kirre geworden durch die anhaltende Kälte, Hasenfährten führten bis an die Gärten des Dorfes, die braunen Punkte im Schneefelde waren Rebhühner, die ängstlich nach Futter wühlten. Der Wald war herrlicher denn je in seinem Schneekleide: kirchenstill, die Äste tief gesenkt, hin und wieder entledigte sich einer emporschnellend seiner Last.

Aber besonders die Höhen suchte Gerland in dieser Zeit auf, mit ihrer Aussicht über die weite Schneelandschaft. Graublau, das Bild wie eine Mauer abschließend, stand die stolze Gebirgskette im Hintergrunde.

Auf einem seiner Ausflüge kam er in ein hochgelegenes, zwischen Wäldern ganz verstecktes Dörfchen, dessen idyllische Lage ihn überraschte. Etwa zwei Dutzend Fachwerkhütten lehnten sich an ein schindelgedecktes Kirchlein, das von alten, jetzt blätterlosen Lindenbäumen überragt, kirchhofumgeben auf dem höchsten Punkte des Dorfes lag. Das einstöckige, ziegelgedeckte Haus daneben mochte das Pfarrhaus sein.

Reichtum herrschte hier nicht; kein protziger Bauernhof zu sehen, selbst die übliche Schenke fehlte. Kirche, Pfarrhaus und Schule, das waren die einzigen, trotz ihrer Winzigkeit, auffälligen Gebäude. Bis an das Strohdach hinauf waren die Hütten verpackt mit Laub und getrockneten Quecken zum schützenden Winterkleide. Bläulicher Rauch zog aus den Lehmessen in die klare Winterluft hinaus; in den meisten dieser Häuschen klapperte der Webstuhl.

Gerland meinte, er habe selten etwas Heimlicheres, Friedlicheres, Weltabgeschiedeneres gesehen, wie diesen Erdenwinkel; hiermit verglichen war ja sein Breitendorf eine Stadt zu nennen.

Er fragte ein paar vorübergehende Holzarbeiter, welche Gemeinde dies sei.

„Göhdaberg“ hieß es.

„Wie? Göhdaberg! — Heißt Euer Herr Pastor etwa Valentin?“

„Ju ju! Valentin tut ar heeßa.“ —

Gerland fühlte Pastor Valentin gegenüber ein böses Gewissen. Damals, beim Missionsfeste in der Kreisstadt hatte er's dem alten Manne versprochen, ihn aufzusuchen. Über anderen Ereignissen war das Versprechen vergessen worden, und nun führte ihn der Zufall vor das Haus des Mannes; vorübergehen konnte er nun doch nicht gut.

Er schritt durch das Pfarrgärtchen ein paar ausgetretene Stufen zur Thür des kleinen Hauses empor. In der steingepflasterten, weißgetünchten Hausflur war niemand zu erblicken, er warf einen Blick in das Expeditionszimmer,

Digitized by Google

das ebenso wie die Küche leer war. Auf schmaler, knurrender Holzstiege schritt er also zum ersten Stock hinauf.

Über einer Thür las er auf einem Papierbogen, umgeben von verblaßten Immortellen die Worte: „Deinen Eingang segne Gott!" Hier würde der Herr Pastor wohl zu finden sein.

Er klopfte an — keine Antwort! Wohl aber verriet ihm ein gleichmäßig wiederkehrendes Geräusch von drinnen, daß jemand in tiefen Atemzügen schnarche.

Er klopfte noch einmal; das Schnarchen setzte aus, ein Seufzen war zu vernehmen, dann ein Gähnen, jemand murmelte Unverständliches. —

Endlich wurde die Thür geöffnet. Vor Gerland stand der alte Pastor Valentin im Schlafrock, ein goldgesticktes Käppchen auf dem weißumrahmten Patriarchenkopfe.

Erstaunt, mit leeren Blicken, sah der alte Mann den Fremden für eine Weile an, bis ihm die Erinnerung mit einem Male wiederkam. „Mein lieber Pastor — lieber Amtsbruder!" — und er hielt ihm beide Hände entgegen.

Gerland trat in ein niederes Zimmer mit schadhafter Holzdiele; die kahlen Wände waren mit blauem Farbenmuster übersät, an der Decke prangten kühne Arabesken — wohl das Werk eines Dorfkünstlers. Der zimtfarbene Kachelofen strahlte eine gedeihliche Hitze aus. Unter den Gerüchen, die den Raum erfüllten, war der von Kamillenblättern vorherrschend.

Der Alte zwang den jungen Geistlichen in einen wackeligen Lehnstuhl. Geschäftig eilte er selbst im Zimmer umher, ohne daß man eigentlich den Zweck seines Eifers

Digitized by Google

hätte absehen können. Offenbar war er verlegen, weil ihn Gerland im Schlafe überrascht hatte. Auf dem Tische stand eine halbgefüllte Tasse, die Pfeife mit langer Quaste lag daneben.

„Ich habe den Herrn Amtsbruder wohl im Mittagsschläfchen gestört?“ fragte Gerland. — „Nein bewahre, bewahre! Ein kleiner Nicker — allerdings. — Sonst ist das wirklich nicht meine Gewohnheit. — Jetzt werde ich Ihnen aber einen Kaffee kochen lassen.“ —

Trotz Gerlands Sträuben lief er nach der Thür: „Hanne! — Hanne!“

Hanne erschien; ein altes, gebeugtes Weiblein, mit freundlichem eingeschrumpften Gesichte unter grauer Haube.

Der Herr Pastor trat mit ihr zur Thüre hinaus und erteilte ihr seine Anordnungen. — Die Alte mochte wohl schwerhörig sein; jedenfalls konnte Gerland jedes Wort verstehen. — Kaffe sollte sie kochen, aber ganz starken, und besonders schnell — und die guten Cigarren von unten herauf bringen.

„Ich habe mir nämlich den Kaffee nach Tisch abgewöhnt,“ erklärte er, ins Zimmer zurückkehrend. „Ich litt hin und wieder an einem bösen Kopfschmerz, und Hanne meinte, das käme vom Kaffee. Seitdem trinke ich Kamillenthee mit etwas Süßholz. Das schmeckt fast ebensogut, wenn man sich daran gewöhnt hat, und ist bedeutend billiger.“ —

Er fragte den Gast mit besorgter Miene, ob es ihm auch warm genug sei. Gerland, der sich am liebsten über schier unerträgliche Hitze beklagt hätte — der Ofen meinte es mindestens ebensogut wie der Herr Pastor — wollte

Digitized by Google

den alten Mann nicht kränken, und lobte das schöne warme Zimmer.

„Ja, das ist der einzige Luxus, den ich mir gönne," erklärte Pfarrer Valentin. „Ein warmes Zimmer, darüber geht nichts. Soviel in den Ofen geht, lasse ich heizen; das muß die Stelle schließlich noch abwerfen."

Gerland entsann sich, gehört zu haben, daß Göhdaberg eine der schlechtbezahltesten Stellen der Diözese sei. Die Einrichtung sah auch ärmlich genug aus; aber der Alte machte durchaus keinen unzufriedenen Eindruck. Hin und wieder seufzte er mit gefalteten Händen; doch war das nicht ein Zeichen von Sorgen oder Kummer, mehr der Ausfluß harmonisch beschaulicher Stimmung.

Auch die Züge des Mannes sprachen von Frieden mit der Welt und mit sich selbst. Haß und Neid waren dieser schlichten Seele gewiß ebenso fremd wie Zweifelsucht.

Der zersetzende Geist der Moderne war bis in dieses stille Gebirgspfarrhäuschen noch nicht vorgedrungen; etwas Schlichtes, Ursprüngliches und Einfältiges haftete dem Manne und seiner Umgebung an.

In diesem Stile mochten die evangelischen Pastoren guter alter Zeit gelebt und gewirkt haben, als das Luthertum noch etwas von dem bäurisch starken und innigen Geiste seines Begründers unverfälscht aufwies.

Nicht mehr als ein Dutzend stark abgenutzter Bände auf dem altersschwachen Schreibtische, schienen das ganze litterarische Handwerkszeug des greisen Pfarrers darzustellen. An den Wänden erblickte Gerland ein paar Farbendrucke: die Reformationshelden.

Unter einem mit menschlichem Haar auf Kanevas ge-

Digitized by Google

stickten Bibelspruche hingen in gepreßten Papprahmen einige Daguerreotype — Familienbildnisse offenbar.

„Es sieht wüste und leer bei mir aus," meinte der Alte, Gerlands musterndem Blicke folgend. „Sie sind's wahrscheinlich anders gewohnt. Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, wenn man so seit dreißig Jahren verwitwet ist — Früher — ja früher — als ich noch meine Emmy hatte —"

Er stand auf und nahm eins der Daguerreotype von der Wand: „Sehen Sie, so sah meine Emmy aus — das war sie."

Die graubraun nachgedunkelte Platte ließ in matten Umrissen eine Frauengestalt erkennen, in weißer Bluse mit großkarriertem, durch die Krinoline geschwelltem Kleide; ein rundes weißes Gesicht, in dem eigentlich nur die Augen als ein paar schwarze Flecken erkenntlich waren. Den Wangen hatte der Künstler einen zarten rosa Ton verliehen.

Gerland sah voll Rührung, wie der Alte das Bildchen mit den Augen liebkoste. Dreißig Jahre war es her, daß dieses Gesicht, von dessen Frische das Konterfei gerade noch eine Ahnung gab, mit Erde zugedeckt worden war. Aber bei dem Gedanken, wie hübsch seine Emmy gewesen, strahlten die Züge des alten Mannes von naivem Stolze.

Er faltete die Hände und seufzte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" —

Sorgfältig wischte er das Bildchen ab und hängte es an seinen Platz zurück.

„Hier, das wird Sie vielleicht interessieren; hier habe ich ein Bild von der seligen Bertha Haußner."

Digitized by Google

„Von Dr. Haußners Frau?"

„Ja, von meiner Nichte Bertha."

Er nahm eine Photographie von der Wand und reichte sie Gerland hinüber.

„Das war Bertha Haußner als Braut."

Mit tieferem Interesse, als der andere wohl ahnen mochte, betrachtete Gerland das Bildchen. Ein feines Gesicht, zarte, unentwickelte Züge, große, gute Kinderaugen und ein freundlich lächelnder Mund.

Das Gesicht sprach ihn auf den ersten Augenblick an, nicht bloß wegen der unverkennbaren Ähnlichkeit mit Gertrud. Für ihn hatten diese sanften Mädchenzüge in ihrer glücklichen Ungetrübtheit, etwas Wehmütiges. Vor diesem Bilde begriff er, daß ein solches Wesen an der Seite eines herzenskalten, schroffen Mannes hatte zu Grunde gehen müssen.

„Die gute — unglückliche Bertha!" — meinte Valentin. „Ein freundlicheres, liebevolleres Gemüt habe ich nicht gekannt, und sie war eine Christin im besten Sinne des Wortes. — Für ihren Mann hätte sie alles aufgegeben — gern und ohne ein Wort der Klage — nur nicht ihren Glauben. Der Kampf in den sie gestellt wurde, war zuviel für sie. — Lieber Amtsbruder, ich kann Ihnen sagen, etwas Traurigeres als Bertha Haußners Geschick, habe ich mein Lebtag nicht mit angesehen."

Hanne, die mit dem Kaffee kam, unterbrach ihn. Mit besonderer Weihe schenkte der Alte ein. Sich selbst gewährte er heute auch ein Täßchen aus der goldumränderten bis in die Schnauze vollen Kaffeekanne. Dann bot er Cigarren an, und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der Amtsbruder gar nicht rauche.

Digitized by Google

Behaglich mit gefalteten Händen lehnte der alte Mann in seinem Lehnstuhle, hin und wieder seufzend. Weiß wie der Schnee, der draußen die Welt einhüllte, quoll sein Haupthaar unter dem goldgestickten Mützchen hervor. Im Ofen krachten und pufften die Holzkloben, die Hanne zu guter letzt noch nachgelegt hatte. Vor dem Fenster erhob sich der schindelgedeckte Turm des Kirchleins. Zufriedene, einlullende Stille ringsum. Als ob das Dörfchen mit seinem greisen Pastor durch Jahrzehnte geschlummert hätte in weltabgeschiedener Selbstvergessenheit. Weit, weit draußen schien der Strom der Zeit vorüberzubrausen. —

Gerland hätte gar zu gern noch mehr über das Thema gehört, welches der Alte begonnen. Es fiel nicht schwer, ihn von neuem auf die Geschichte seiner unglücklichen Nichte Bertha Haußner, zu bringen.

„Wie Haußner zu seiner Frau gekommen? — Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, Gott führt die Menschen wunderbar zusammen. Bertha, deren Bild sie vorhin gesehen, lebte damals mit ihren Eltern — beide sind jetzt tot — in der Kreisstadt. Ihre Mutter war, wie schon gesagt, die Schwester meiner seligen Frau. Der Vater betrieb den Holzhandel, im großen; er galt für einen der wohlhabendsten Leute der Gegend. Die Kinder wurden streng christlich aufgebracht; Bertha genoß ihre Erziehung in Gnadenthal im Schwesternhause. Es herrschte bei den Wendtlebens — so hießen meine Verwandten — ein durchaus frommer, gottergebener Sinn. —

Haußner kam von auswärts zugereist in die Stadt. Er war vorher Schiffsarzt gewesen, soviel ich weiß, und auf diese Weise in aller Herren Länder herumgekommen. Er schien erfahren und tüchtig in seinem Berufe und er-


Digitized by Google

warb sich bald eine große Praxis. Auch bei den Wendtlebens war er Hausarzt.

Man traf sich, wie das in so einer Stadt ja geht, oft in Gesellschaft. Mein Schwager Wendtleben hatte ein offenes Haus; er sah den jungen Arzt wohl auch manchmal an seinem Tische; doch ahnte Wendtleben lange Zeit nichts, daß zwischen seiner Tochter Bertha und dem jungen Manne eine ernsthafte Neigung bestehe, bis eines Tages Haußner um Bertha anhielt.

Mein Schwager wollte anfangs nichts von der Sache wissen — da Bertha noch sehr jung und ihre Gesundheit nicht sonderlich fest schien — aber er konnte nicht viel ausrichten — die jungen Leute waren einig geworden miteinander und hielten fest zusammen. Und so mußte sich denn Wendtleben drein ergeben. —

Die Trauung fand statt. Ich selbst habe sie zusammengegeben.

Um die religiösen Anschauungen des Bräutigams hatte sich niemand gekümmert — leichtsinnig wie wir waren. Die beiden liebten sich, Haußner war ein vielversprechender, von aller Welt hochgeschätzter Mann; alles schien glückverheißend. Wer konnte damals, als sie vor dem Altare standen, ahnen, welch schweren Konflikten dieses Menschenpaar entgegenging. —

Wendtleben starb bald darauf, und einige Jahre später auch seine Frau. Die Haußners kamen dadurch in glänzende Verhältnisse; aber man konnte ihnen nicht vorwerfen, daß das viele Geld sie hoffärtig gemacht habe. Er praktizierte mit großem Eifer weiter.

Wir verkehrten damals viel in seinem Hause; meine

Digitized by Google

selige Emmy lebte ja noch, und Bertha war ihre Lieblingsnichte.

Durch meine selige Frau wurde ich auch zuerst darauf aufmerksam, daß im Haußnerschen Familienleben nicht alles so sei, wie es unter christlichen Eheleuten sein soll. Er neigte zum religiösen Freisinn, das war uns zu unserem Schmerze nach und nach allen klar geworden, und darüber kam es zwischen ihm und Bertha, die eine gefestigte Christin war, zu Meinungsverschiedenheiten; und als nun die Kinder, die ihnen inzwischen geboren waren — zwei an der Zahl — heranwuchsen, gab es über deren Erziehung ernste Kämpfe.

Er wollte nämlich die Kleinen in seiner freien Anschauung auferziehen. Mir wurde damals ein Wort von ihm hinterbracht; er sollte geäußert haben: Er werde nicht zulassen, daß seinen Kindern das ‚christliche Gift eingeimpft' werde. — Natürlich kränkte und betrübte uns seine offene Religionsfeindschaft tief. Oft hat mich meine selige Emmy gebeten, ich sollte eingreifen; aber ich sagte mir, daß dies Dinge seien, welche die Ehegatten untereinander abzumachen hätten. Gelegentlich habe ich Haußner doch ins Gewissen geredet — ohne Erfolg leider — er lachte mich einfach aus; ich konnte nichts ausrichten. — Im stillen allerdings hoffte ich immer, der Herr in seiner Allweisheit und Güte werde diese verstockte Seele schon noch zu sich führen. —

Nun kam die Zeit, wo Haußners ältestes Kind, ein Knabe, schulpflichtig wurde. Wie man nachmals erfuhr, hatte er mit dem damaligen Rektor der Hauptschule, seinem guten Freunde, und wie ich glaube, Gesinnungsgenossen,

Digitized by Google

ein Privat-Abkommen getroffen, wonach das Kind vom Religionsunterricht dispensiert wurde. — Das soll ungefähr ein halbes Jahr unbemerkt und unbeanstandet gegangen sein. Ich selbst war durch meinen vergeblichen Versuch, Haußner auf den rechten Weg zu führen, und vor allem durch den Tod meiner seligen Frau ihm damals etwas entfremdet worden.

Eines Tages erzählte mir ein Amtsbruder, als neueste Nachricht aus der Stadt, zwischen Dr. Haußner und dem Superintendenten Großer sei ein heftiger Streit ausgebrochen; die ganze Stadt spreche von nichts anderem — ja sogar in den Blättern wurden lange Artikel darüber veröffentlicht. Ich hatte hier oben davon nichts gelesen und gehört.

Natürlich ging ich sofort zur Stadt, und suchte zunächst meine Nichte Bertha auf; sie war krank — vor Herzenskummer. Ich konnte nur Haußner sprechen. Er empfing mich sehr wenig verwandtschaftlich, war schroff und unfreundlich, nichts konnte ich von ihm erfahren; ich suchte also den Herrn Superintendenten auf.

Was ich da erfuhr, bestürzte mich aufs äußerste.

Dem Herrn Superintendenten war nämlich zu Ohren gekommen, daß der kleine Haußner am offiziellen Religionsunterrichte seiner Klasse nicht teilnehme; er hatte davon umgehend der Regierung Mitteilung gemacht. Von seiten der Regierung war eine Untersuchung des außergewöhnlichen Falles eingeleitet worden; der Rektor der Schule bekam einen ernsten Verweis, und Haußner wurde bedeutet, den Knaben fortan in den Religionsunterricht zu schicken.

Haußner antwortete damit, daß er aus der Landes-

Digitized by Google

kirche austrat. Nun behauptete er, als Dissidenten könne man ihn nicht zwingen, seine Kinder am Religionsunterricht irgend einer Konfession teilnehmen zu lassen.

Darüber gab es ein langes Hin und Her; die Sache ging bis vors Ministerium. In der Stadt war natürlich das Aufsehen groß; sehr viele häßliche Thaten wurden damals leider auch von Christenleuten verübt. Haußner und die arme Bertha erhielten Droh- und Schmähbriefe gemeinster Art. Wenn Haußner sich irgendwo öffentlich blicken ließ, gab es Leute, die aufstanden und sich entfernten, als ob seine bloße Nähe verunreinigend wirke. Auch das unglückliche Kind, dessentwegen der Streit entbrannt war, hatte viel zu leiden von seinen Mitschülern. Ja, ruchlose Buben entblödeten sich nicht, dem kleinen Knaben ein Plakat mit Spottversen auf den Rücken zu kleben. In den Zeitungen wimmelte es von Verdächtigungen. Haußner verlor damals einen großen Teil seiner Praxis. Es wird eine Geschichte erzählt — ihre Wahrheit kann ich nicht verbürgen — mehrere Damen hätten sich an den Herrn Superintendenten gewendet mit der Frage, ob sie sich noch fernerhin von Dr. Haußner behandeln lassen dürften und Superintendent Großer hätte mit einem „nein“ geantwortet — heißt es.

Lieber Amtsbruder, so tief ich Haußners Abfall vom Christentum beklage, und so scharf ich seine Auflehnung gegen die Kirche verwerfe — ich glaube doch, darin hat der Herr Superintendent nicht recht gethan. Dem Manne die Ehre abzuschneiden, ihn zu verbittern und immer tiefer in seinen Haß hineinzutreiben, das war weder weise gehan-


Digitized by Google

delt, noch läßt es sich mit dem Geiste unseres Meisters Jesu Christi in Einklang bringen.

Der äußere Abschluß des Zwistes war, daß von oben der Bescheid kam, das Kind habe am Religionsunterrichte teilzunehmen; worauf Haußner den Jungen von der Schule wegnahm.

Von jener Zeit ab war mit dem Manne nicht mehr in Frieden zu verkehren; wenigstens für einen unseres Standes nicht, so aufgebracht und ergrimmt war er gegen die Kirche und ihre Diener. Heimlich mußte ich mich ins Haus schleichen, wenn ich die arme Bertha besuchen wollte.

Die Unglückliche hatte während dieses Streites wahre Folterqualen ausgestanden, und wäre sie nicht eine wahrhaftige Christin gewesen, sie würde soviel Schweres nicht ertragen haben. Ihre Gesundheit und ihr Gemüt waren tief zerrüttet; bereits damals begann ich für ihren Verstand zu fürchten. —

Das Familienleben war völlig zerstört; die Ehegatten waren einander entfremdet worden.

Mir wies Haußner damals die Thür, und zwar in einer so schroffen — ja, ich muß es leider aussprechen — rohen Weise, daß ich es meinem Kleide schuldig zu sein glaubte, seine Schwelle fortan nicht mehr zu übertreten. —

Bald darauf zog Haußner ganz von der Stadt weg. Das Haus in Eichwald hatte er schon früher angekauft, und Bertha pflegte im Sommer mit den Kindern dorthinzugehen. Jetzt machte er diese Besitzung ganz zu seiner Heimat.

Ich habe die Verwandten aus dem angeführten Grunde

Digitized by Google

niemals in Eichwald aufgesucht; aber ich blieb in Briefwechsel mit Bertha.

Aus ihren Briefen begann ich Hoffnung zu schöpfen. Haußner schien sich zu finden; er verhinderte es wenigstens nicht, daß Bertha den Kindern religiöse Anschauungen einprägte; ja hin und wieder gestattete er ihr den Kirchgang mit den Kleinen. Für ihre Erziehung hielt er einen Hauslehrer; einen Teil des Unterrichts erteilte er auch selbst.

Damals schien manches auf dem Wege zum guten mit der Familie. Berthas Gesundheit besserte sich, ihre Briefe lauteten immer heiterer und lebensfroher, und ich wagte zu hoffen, daß sich noch alles zum besten wenden möchte. —

Und nun erst kommt das traurigste, was ich Ihnen, lieber Amtsbruder, zu berichten habe.

Ein Geistlicher war es, ein christlicher Pfarrer, der unserem Herrgott ins Handwerk pfuschte und all diese Keime, aus denen mit der Zeit hätte gutes erwachsen können, zerstörte; durch Unduldsamkeit und — ich muß es geradezu aussprechen — frevelhafte Vermessenheit.

Pastor Menke, Ihr Vorgänger im Amte, ist es, von dem ich spreche. —

Haußner pflegte, den unbemittelten Leuten der Gegend unentgeltlich Arzeneien zu verabreichen, in dringenden Fällen ging er wohl auch selbst zu einem Kranken. — Er soll in dieser Weise viel Gutes gestiftet haben. —

Unseren Pastor verdroß das; er legte dem Arzte allerhand in den Weg, untersagte seinen Beichtkindern, sich von einem Atheisten und Gotteslästerer behandeln zu lassen; ja ging in seinem unheiligen Eifer soweit, dem Arzte und


Digitized by Google

seiner Familie in der ganzen Umgegend den schlechtesten Leumund zu bereiten.

Daß es kein leichtes Ding für einen Geistlichen ist, einen Dissidenten in der Parochie zu haben, ist gewiß wahr — aber der nunmehr verewigte Menke hätte sich doch wohl bedenken sollen, welcher Sache man dient, wenn man mit unreinen Waffen kämpft.

Haußner trat ihm in keiner Weise zu nahe. Der Kirche und dem Geistlichen ging er aus dem Wege; nie habe ich etwas davon gehört, daß er andere zu seinem kirchenfeindlichen Anschauungen herüberzuziehen versucht hätte. Er führte ein durchaus zurückgezogenes, gegen alle Welt abgeschlossenes Leben; in die Gemeindeangelegenheiten hat er sich nie eingemischt. —

Es wird Ihnen bekannt sein, lieber Amtsbruder, daß vor ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahren eine heftige Typhusepidemie in Breitendorf, Eichwald und Umgegend ausbrach.

Nun, damals fehlte es sehr an ärztlichen Kräften, um die Seuche zu bekämpfen, und Haußner griff in wirklich edler Selbstlosigkeit aus freien Stücken mit ein.

Was thut unser verstorbener Amtsbruder Menke, in geradezu unbegreiflicher Verblendung? Als sich die beiden an einem Sterbelager treffen, erhebt sich Menke und verläßt mit Ostentation das Zimmer. Haußner eilt ihm nach ins Freie und stellt ihn zur Rede.

Was für Worte damals gefallen sind, habe ich nie mit Sicherheit erfahren können, aber von diesem Augenblicke an herrschte tödliche Feindschaft zwischen den beiden.

Und nun erkrankten die Haußnerschen Kinder; den An-

steckungsstoff mochte der Vater wohl selbst ins Haus gebracht haben. Wie sich das Traurige eigentlich zugetragen, darüber fehlen mir alle näheren Nachrichten. — Kurz, die beiden Kleinen waren im Laufe eines Tages Leichen.

Darüber verlor Bertha den Verstand. Sie rennt ins Dorf, weinend und klagend — in anderen Umständen gerade damals — und erzählt den Leuten, was sich ereignet. Gänzlich verwirrt fleht sie, daß man ihren Kindern ein christliches Begräbnis gewähren möge. — Haußner war ihr nachgeeilt und wollte sie ins Haus zurückholen — mit Gewalt — denn sie widersetzte sich und schrie ganz laut, daß die vielen Leute, die hinterdrein liefen, es hören konnten: ihre Kinder seien keine Heiden gewesen, und sie müßten ein Eckchen auf dem Kirchhofe bekommen. —

Und von alledem erfuhr ich damals nichts. Hätten sie mir doch nur ein Wort mitgeteilt! Ich wäre herüber gekommen, und das Schlimmste von allem hätte sich nicht ereignet. —

Die beiden kleinen Leichen wurden gleichzeitig der Erde übergeben. Haußner hatte sich jede Leichenrede ausdrücklich verbeten, und von den Zeremonien wollte er nur das unumgänglich Notwendige haben.

Warum konnte Pastor Menke dem Wunsche des hartgeprüften Mannes nicht willfahren — warum mußte er am offenen Grabe, in Gegenwart des Vaters von einem Gottesgerichte sprechen? Sie wollen mir's nicht glauben! — Es ist geschehen, lieber Amtsbruder — es ist geschehen! Über den beiden kleinen Särgen hat er das Wort ausgesprochen: „Ein Gottesgericht“.

Soweit hat sich Menke durch persönlichen Groll hinreißen lassen, zu einer solchen Schändung seines Trösteramtes.

Sie schütteln ungläubig den Kopf — hören sie nur weiter, lieber Amtsbruder. Aus Bösem folgt Böses. — Haußner ist ein leidenschaftlicher, zum Jähzorn geneigter Mensch. Am offenen Grabe hat er sich an dem amtierenden Geistlichen vergriffen — den Priester des Herrn in Ausübung seines heiligen Berufes angerührt — und wenn nicht Leute dazwischen gesprungen wären, hätte er ihm wohl gar den Talar vom Leibe gerissen. —

Entsetzlich! nicht wahr? —

Menke strengte gerichtliche Klage an, und Haußner wurde verurteilt.

Noch während er sich in Haft befand, kam Bertha nieder. Das Kind kennen Sie ja — es ist Gertrud.

Alle diese Dinge ergriffen mich tief, der Gedanke an Haußners Seelenheil ließ mir keine Ruhe. Ich suchte ihn auf in seiner Haft; ich fand ihn verhältnismäßig ruhig und gefaßt. Kein hartes Wort fiel; aber er gab mir zu verstehen, daß er mit keinem Priester mehr etwas zu thun haben wolle. — Ich ging unverrichteter Sache von dannen.

Wir hatten damals das Zivilstandsgesetz bekommen; Haußner machte von der Befugnis Gebrauch, sein Kind ungetauft zu lassen.

Bertha ward in einer Anstalt für Gemütskranke untergebracht. Ich suchte sie auf, so oft ich konnte.

Das, was am meisten an ihr zehrte und wie ein Alp auf ihr lastete, war die Sorge um das Seelenheil ihrer verstorbenen Kinder. Um das lebende bekümmerte sie sich so gut wie gar nicht; daß die kleine Gertrud nicht zur Taufe gebracht wurde, schien sie geradezu gleichgültig zu lassen.

Digitized by Google

Ob ihre verstorbenen Küchlein der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden; ob sie, die Mutter, die beiden Kleinen im Jenseits an Gottes Throne wiederfinden würde, das war die Angst, die ihrem armen, zerrütteten Gemüte keine Ruhe ließ.

Und da half kein Zureden, kein geistlicher Trost; alle Gnadenmittel waren wirkungslos. Gebetet habe ich mit ihr — gerungen mit ihrer Seele — umsonst! — Der Gedanke, die Angst um die Kinder, wollte nicht von ihr weichen, und immer tiefer sank sie in die Nacht der Verzweiflung.

Ihr Tod trat ganz schnell ein. Ich war nicht zugegen, auch Haußner nicht. Erst an der Leiche trafen wir uns. —

Ich habe sie bestattet in aller Stille auf dem Kirchhofe der Anstalt. Haußner reiste bald darauf mit dem Kinde ins Ausland. Ich habe weder ihn noch das Kind seitdem wieder gesehen. — Das Mädchen, Gertrud, war damals ein süßes, goldiges Dingelchen. Sie kennen sie ja, Herr Amtsbruder — sagen Sie, ist sie dem Bilde der Mutter dort ähnlich? —

Jetzt ist die Reihe an Ihnen, mir von der Tochter der unglücklichen Bertha zu erzählen!" —

* * *

Weihnachten war da.

Der junge Geistliche freute sich, wie eifrig das Fest im Dorfe vorbereitet wurde. Aus allen Essen rauchte es. Selbst die Frau des kleinsten Häuslers buk ihren Striezel, und fleißig wurden die Christbäume angeputzt.

Ein wenig in dieser Freude fand Gerland sich durch den gräflichen Revierförster gestört. Mit einem Schnurrbarte, der zum Eiszapfen gefroren war, rotem Gesichte, die Büchse über den Rücken hängend, kam der alte Mann am Tage vor dem heiligen Abende die Dorfstraße herab.

„Kommen Sie auch mal zur Kirche?" konnte sich Gerland nicht enthalten, den Alten lächelnd zu fragen.

„Nein, Herr Pfarrer!" gab ihm der Forstmann zurück. „Aber ein Schock Christbäume sind wieder mal gestohlen worden, mitten aus den Kulturen heraus. Der ganze Wald ist voll Fußspuren, die nach dem Dorfe führen. Diebsgesindel verdammtes! Nächstes Jahr werden Eisen gelegt. — Predigen Sie mal über das siebente Gebot, Herr Pastor, das wäre ein ganz passender Text für die Christbaumdiebe." —

Der Christabend war feierlich. Wer irgend konnte, kam an diesem Abend zur Kirche. In Breitendorf herrschte noch die alte Sitte, Lichter in die Christnacht mitzubringen. Das schlichte weißgetünchte Gotteshaus erstrahlte im Glanze von Hunderten von Kerzen.

Gerland hatte sich mit seiner Vorbereitung für die Rede auf das notwendigste beschränkt; er wußte, daß er weit wärmer und zum Herzen dringender sprach, wenn er nicht memorierte. Kein Text lag ihm so wie dieser: das Hervorbrechen der lichtweißen Christusgestalt aus der Nacht des Heidentums. Hier brauchte man keine starken Effekte aufzusetzen, nicht zu moralisieren und zu drohen, um auf die harten Bauernköpfe Eindruck hervorzubringen — man brauchte auch nicht, wie bei manchem anderen Texte, sich zu winden und zu drehen, um das, was nur historisch er-

klärbar war, auch für den Nichttheologen verständlich und genießbar zu machen; hier war keinerlei Verkleidung oder Ausschmückung nötig, keinerlei Erklärung und spitzfindige Begründung. Durchdringen nur mußte man sich lassen von dem frommen Geiste dieser schlichten Kindergeschichte, die für einfache Geister erzählt war und nur in einfachem Geiste verstanden werden konnte. —

Wie ein warmer Strom ergoß sich die Rede aus seinem Innern. Kopf an Kopf standen die dunklen Gestalten im Schiff und auf den Emporen, die Lichter zitterten und flackerten, an der Holzdecke malten sich unruhig wechselnde Schatten — als schwebten Geister mit heimlichem Flügelschlage durch den Raum. Kein Laut ertönte, als die helle Stimme des jungen Geistlichen, und hin und wieder ein unterdrücktes Husten, oder der erstaunte Ruf eines Kindes, das schnell von der Mutter zum Stillschweigen gebracht wurde. Zur Christnacht war es Sitte, die Kinder, selbst die kleinsten, mitzunehmen.

Gerland hatte sich noch selten so durchdrungen gefühlt von der Bedeutung des Predigerberufes, wie in diesen Augenblicken. Er, der einzige denkende Kopf, alleinstehend und hocherhoben über diese dunkle Masse, die unter der Gewalt seines Mundes stand — der er überlegen war, wie der Hirt seiner Herde überlegen ist. —

Als er das „Amen" gesagt, herrschte für einige Sekunden das tiefste Schweigen; dann brach ein allgemeines, lang anhaltendes Husten und Schnäuzen aus. Die Orgel setzte ein, gleichzeitig öffnete sich die Thür dem Altare gegenüber und herein flutete ein leuchtender Strom, vor dem aller bisheriger Lichterglanz verblaßte. Die Schul-



kinder waren es mit brennenden Christbäumchen. Wie eine feurige Schlange bewegte sich der Zug langsam durch den Mittelgang. Vor dem Altarplatz nahmen sie halbkreisförmige Aufstellung und intonierten unter Kantor Wenzels Leitung das: „Heilige Nacht, stille Nacht!“ —

Dem jungen Geistlichen liefen die hellen Thränen über die Wangen. Der Gedanke, daß vielleicht die Hälfte dieser Christbäumchen gestohlen sei, mischte sich nicht störend in seine Rührung. Er stand ganz unter der Gewalt seiner Nerven. Der sinnbenebelnde Weihrauch dieser Stunde umschleierte sein Nachdenken.

* * *

Am zweiten Weihnachtsfeiertage sauste ein eleganter mit Rappen bespannter Schlitten durch Breitendorf; der bärtige Kutscher in Pelzmütze und Kragen lenkte von der Pritsche aus. Im Schlitten saß ein Herr, den Halskragen bis zu den Ohren aufgeschlagen, die Hände in der Fußsacktasche.

Das helle Schlittengeläute lockte die Leute auf die Dorfstraße heraus; vergnügt über den außerordentlichen Anblick, wollten die Kinder dem Schlitten mit lautem Geschrei nachlaufen, aber die Alten hielten sie zurück. „Dos is ju dar Herre!“ erklärten sie den unwissenden Kleinen mit respektvoller Miene.

Der Kirche gegenüben bog der Schlitten von dem Gemeindewege ab, und machte am Pfarrgarten Halt. —

Gerland war durch Graf Mahdems Besuch nicht wenig überrascht. Als ihm der Kirchenpatron neulich sein Kommen

Digitized by Google

in Aussicht gestellt, hatte er stillschweigend angenommen, daß es wohl bei den Worten sein Bewenden haben würde. Ein wenig fühlte sich Gerland doch geschmeichelt, und froh war er daß sein Wohnzimmer im ersten Stock soeben von der Aufwartung in Ordnung gebracht worden; er führte den Besuch dorthin.

Im prächtigen Zobelpelz sah der junge Aristokrat stattlicher aus denn je — ein Bild von Rasse und Vornehmheit.

Gerland kam es vor, als habe er heut einen ganz anderen Mann vor sich, als neulich in Gesellschaft der schönen Pastorin. Der Graf näselte nur selten, und das Monokel sah ihn Gerland nicht ein einziges Mal gebrauchen.

Graf Mahdem zeigte sich entgegenkommend und gesprächig; allerdings schien er auch selbst von dem Gefühle seiner Liebenswürdigkeit durchdrungen. In der Art, wie er sich huldvoll nach den Verhältnissen der Gemeinde, nach Kirchen-, Schul- und Armenwesen erkundigte, lag die bewußte Herablassung des grand seigneur.

Dem Geistlichen schoß ein Gedanke durch den Kopf: wie, wenn er die Gelegenheit beim Schopfe faßte und hier seinen Wunsch, eine Gemeindeschwester anzustellen, offen zur Aussprache brachte. — Vielleicht würde er bei dem Patronatsherrn mehr Verständnis für seinen Plan finden, als bei den Bauern und Handwerkern von Breitendorf.

Durch Graf Mahdem war vielleicht auch eine Unterstützung von seiten des Kreises zu erlangen. Der junge Großgrundbesitzer war, wie Gerland erfahren hatte, seit einiger Zeit dem Landrat als Adlatus beigegeben, um sich für die spätere Ausfüllung dieses Postens vorzubereiten.

Digitized by Google

Jedenfalls konnte der Graf, wenn er wollte, viel zur Förderung des Planes thun.

Sofort mit einer Bitte zu kommen, hielt Gerland nicht für ratsam; zunächst war die Stimmung des anderen zu sondieren.

Vom Grafen nach dem Zustande des Armenhauses befragt, wies Gerland auf die mannigfachen Mängel hin, die er in der Lebensweise seiner Parochianen bemerkt hatte.

Der Graf gab ihm recht, Gerland fand ihn über das herrschende Elend unterrichtet. Vor allem über die schlechte Ernährung der kleinen Leute klagte der Magnat. „Es gibt bei uns Familien,“ ließ er sich vernehmen, „von zehn Köpfen und mehr, die mit zwölf bis fünfzehn Mark — sage zwölf bis fünfzehn Mark — in der Woche auskommen. Man versteht nicht, wie die Leute davon leben können.“

„Es ist statistisch berechnet worden — — —“ und er kramte beträchtliche Kenntnisse aus, die er sich wohl erst kürzlich angeeignet haben mochte.

Dann kam er auf die mangelhaften hygieinischen Verhältnisse zu sprechen. Der Graf zeigte sich auch hierin beschlagen. Die Armen lebten in geradezu unverantwortlicher Unsauberkeit, ihr Leichtsinn im Kinderzeugen war unbegreiflich; für die starke Kindersterblichkeit führte er statistisches Material an.

Der Geistliche war überrascht, die Sache ging ganz nach Wunsch. Er hatte den Grafen doch unterschätzt; der Mann legte offenbares Verständnis für die angeregte Frage an den Tag.

Ermutigt durch soviel unerwartetes Interesse von seiten des hohen Herrn, nahm Gerland nunmehr das Wort; er

Digitized by Google

setzte auseinander, daß es Pflicht der Gebildeten und Bessersituierten sei, solchem Elend abzuhelfen.

Abzuhelfen sei diesen Zuständen nicht, meinte der Graf, die Leute liebten den alten Schlendrian nun einmal und wollten es selbst nicht besser haben. „Wozu Menschen aus dem Drecke ziehen, die sich darin wohlfühlen?“ fragte er lachend.

Die Geringschätzung, mit der dies geäußert wurde, verdroß Gerland, obgleich er innerlich zugeben mußte, daß der Graf nicht völlig unrecht habe. Die Erfahrungen, die der Geistliche selbst mit den Breitendorfern gemacht, schienen solche Ansichten ja nur zu bestätigen.

Innerlich gereizt, obgleich äußerlich noch völlig ruhig, erwiderte Gerland: „Herr Graf, ich denke, selbst wenn ein Ertrinkender sich weigern sollte, gerettet zu werden, ist es unsre Pflicht, ihm zuzuspringen.“ —

„Gewiß, gewiß — lieber Pastor! — Im Prinzipe haben Sie ja ganz recht — aber in der Praxis — —“ Der Graf machte eine vage Handbewegung, „Not und Elend wird immer sein — ist immer gewesen. Die Zustände waren früher noch viel schlimmer, daran etwas zu ändern ist ganz unmöglich.“

„Daraus, daß ein Schaden besteht, folgt noch nicht, daß man ihn ruhig weiterfressen lassen soll, Herr Graf.“

Graf Mahdem nahm eine verwunderte Miene an: „Ja, was wollen Sie denn eigentlich, Herr Pastor — übrigens — in der Bibel steht das ja schon, daß die Armut gottgewollt ist. Sie als Geistlicher, werden das doch wohl wissen?“ —

„Gewiß, Herr Graf! — Alles Elend stammt aus der

Digitized by Google

menschlichen Unzulänglichkeit und Schwachheit, und wird darum niemals auszurotten sein. — Aber der Gott, der die Sünde zuläßt und das Elend der Menschen kennt, der hat auch das Gebot der Liebe gegeben — der hat uns in seinem Sohne das Vorbild des Mitleids und der Barmherzigkeit hingestellt. — Und wenn wir uns Christen nennen, so sollten wir doch auch das vornehmste der christlichen Gebote beachten: Du sollst Gott deinen Herrn lieben, und: „Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Es ist kein anderes größeres Gebot denn dieses.“ —

Das lange Gesicht des Grafen wurde noch länger. Dieser Pastor schien die Sache in sehr eigentümlichen Lichte zu sehen.

„Ich dächte für diese Art Leute würde in unserer Zeit gerade genug gethan,“ meinte er in hochfahrendem Tone. „Unsere ganze Gesetzgebung dreht sich neuerdings um den kleinen Mann — den Arbeiter. Für ihn wird in einer Weise gesorgt, wie für keinen anderen Stand. — Krankenkassen, Alters- und Invalidenversorgung, Unfallversicherung, Armen- und Siechenhäuser — Findelhäuser — und was weiß ich alles. — Man sollte denken, die Leute müßten nun endlich zufrieden sein, wo sich das gesamte öffentliche Leben eigentlich nur um ihr Wohl dreht — aber nein! — Wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, nehmen sie die ganze Hand. Die Unzufriedenheit ist nur gestiegen durch diese Maßregeln; keine Ahnung von Dankbarkeit gegen die höheren Stände, die alles das gethan haben. — Die Sozialdemokratie wächst in erschreckender Weise, die Unsittlichkeit nimmt zu, die Zuchtlosigkeit und der kirchliche Sinn schwinden mehr und mehr, selbst auf

dem Lande. Traurige Zustände sind das; soweit haben wir es gebracht. Verwöhnt haben wir diese Leute. In meiner jetzigen Thätigkeit bin ich erst recht eigentlich dahinter gekommen, daß dem kleinen Manne viel zu viel weiß gemacht worden ist. Das ist ihnen zu Kopfe gestiegen, sie haben einen ganz übertriebenen Begriff von ihrer Wichtigkeit bekommen; daher das laute Notstandsgeschrei. Aber mich rührt das nicht. Wieviel davon zu halten, weiß ich jetzt." —

Das Gespräch hatte eine ganz andere Wendung genommen, als Gerland eigentlich erwartet und gewollt. Er sah ein, daß bei dem Grafen für seine Pläne nichts zu erreichen sein würde.

Obgleich man jetzt von dem heiklen Thema abging, wollte das Gespräch nicht wieder recht in Fluß kommen. Graf Mahdems herablassende Freundlichkeit hatte sich in frostige Zurückhaltung verwandelt. Gerland fühlte nur zu deutlich, daß er in den Augen seines Kirchenpatrons nicht gewonnen hatte, während der letzten halben Stunde. —

Der Graf erhob sich; an der Thüre zögerte er jedoch. Es hatte fast den Anschein, als habe er dem Geistlichen gegenüber noch etwas auf dem Herzen.

Plötzlich griff er in die Tasche, zog sein Portemonnaie, das er mit heftigem Griffe öffnete und drückte mit blödem Lächeln der Verlegenheit dem Geistlichen einen Schein in die Hand.

„Für die Breitendorfer Armen!" Damit wollte er fort.

Gerland war errötet, stammelte einige Worte des Dankes, und bat um Weisungen, wie das Geld verwendet werden solle.

Digitized by Google

„Das überlasse ich gänzlich Ihrem Ermessen, Herr Pastor.“

Weiteren Dank wollte der Graf nicht anhören, er eilte seinem Schlitten zu.

Gerland, den Hundertmarkschein in der Hand, hatte das Gefühl, als müsse er lachen. —

Was mochte den Mann eigentlich zu der Gabe bewegt haben? Der Wunsch, in den Augen des Geistlichen in seiner Großmut erhaben dazustehen — also Eitelkeit — oder waren edlere Motive mit im Spiele? —

Schließlich — das war gleichgültig! Die Hauptsache blieb, daß nun ein Anfang zu der Sammlung gemacht war; denn zu keinem anderen Zwecke wollte Gerland diese Summe verwenden, als zur Anstellung der Gemeindediakonissin.

Er bestellte sich ein Buch bei der Sparkasse und machte voll kindlicher Freude den ersten Eintrag.

Und auch den zweiten konnte er bald darauf vollziehen. Eine Sendung von dreihundert und etlichen Mark lief bei ihm ein; eine seiner altjüngferlichen Verehrerinnen in der Provinzialhauptstadt hatte eine Sammlung veranstaltet, und schickte ihm den Betrag.

So hatte sein Unternehmen, das noch vor kurzem in den Wolken zu schweben schien, mit einem Male eine greifbare Unterlage bekommen.

Digitized by Google

VI.

Eine Einladung von Polanis war gekommen; Amtsbruder Gerland sollte den nächsten Sonntag mit ihnen in Annenbad verbringen. Es traf sich glücklich, daß Gerland einen entfernten Verwandten auf einige Tage bei sich zu Besuch hatte, der Kandidat der Theologie war und die Predigt in Breitendorf übernehmen konnte.

Beizeiten machte sich der Geistliche in einem Bauerwägelchen nach Annenbad auf. Dort angekommen, begab er sich direkt zum Gotteshause in die Pfarrloge.

Er betrat eine geräumige Kirche mit massiven Säulen und breiten Emporen, große Fenster spendeten reichliches Licht. Die Apsis war mit Freskogemälden geschmückt, von der gewölbten Decke hingen drei glänzende Metallkronleuchter herab. Die Kanzel mit buntem Baldachin befand sich über dem Altare, der reiche Kirchengefäße und Paramente aufwies.

Und doch sagte sich Gerland, daß ihm seine bescheidene Dorfkirche mit ihrem weißgestrichenen Holzwerk und den Erntekränzen lieber und heimlicher sei, als dieses trotz mannigfacher Verzierung kalte und profane Gotteshaus.

Digitized by Google

Die Kirche füllte sich rasch. Gerland hatte gehört, daß im Sommer, wo der Ort voll Fremder war, das Gotteshaus die Zahl der Zuhörer oft nicht zu fassen vermöge. Polani genaß den Ruf eines bedeutenden Kanzelredners weit über die Grenzen seines Kirchspieles hinaus. Gerland war gespannt, ob dieser Ruhm heute vor ihm Stich halten werde.

Als erste nach ihm, erschienen in der Pfarrloge Diakonus Fröschel mit seiner Mutter; man reichte sich nur stumm die Hand, da die Gemeinde bereits das Eingangslied angestimmt hatte.

Die Pastorin erschien erst, als ihr Gatte schon am Altare stand und die Epistel verlas. Sie war in Gesellschaft einer älteren Dame. Sie grüßte Gerland, der sich im Hintergrunde hielt, mit den Augen.

Es gab ein beträchtliches Rauschen von Kleidern und Stuhlrücken, bis die beiden Damen glücklich ihre Plätze vorn an der Logenbrüstung eingenommen hatten.

Die Pastorin kniete nieder, nicht ohne sich zuvor ein Kissen untergeschoben zu haben, und verharrte lange in knieender Stellung. Beim Erheben sah sie sich ein wenig nach Gerland um; ein schneller Blick schien zu fragen, ob er sie auch wohl beobachtet habe. —

Wer mochte die Dame neben ihr sein, in eleganter, für eine ältere Frau etwas auffallender Toilette? — Ihr Teint war kupferig, und über der starken Nase zeichnete sich ein rötlicher Sattel ab. Sie bog sich mehrfach über die Brüstung vor, sah sich neugierig um und zischelte der Pastorin selbst während des Glaubensbekenntnisses allerhand ins Ohr.

Es lag ein vulgärer Ausdruck in ihren Zügen, der

Digitized by Google

Gerland mißfiel, dabei war eine gewisse Ähnlichkeit mit der Pastorin nicht zu verkennen. Ob es ihre Mutter war? Gerland entsann sich, daß sie ihm gelegentlich von der Mutter erzählt hatte. Die Alte sah ganz so aus, als könne sie die Witwe eines kleinstädtischen Fabrik-Krösus sein. Auffällig gegen das aufgeregte Wesen dieser Dame stach die gemessene Haltung der alten Frau Fröschel ab; das schwarze Kirchengewand erhöhte die Würde dieser ernsten Matronenerscheinung.

Polanis Erscheinen auf der Kanzel zog Gerlands Aufmerksamkeit nunmehr dorthin.

Polani sprach mit schönem, klangvollem Organe, seine Gesten waren abgerundet und geschmackvoll — dazu das regelmäßige Gesicht und die langen, dunklen seidenartigen Haare, die das feine, weiße Profil umrahmten — kein Wunder, daß er gefiel, und besonders auf die Damen Eindruck machte.

Gerland hatte seine Freude an der Meisterschaft, mit welcher der Redner die Form beherrschte. Klar bis zur Durchsichtigkeit floß der Redestrom von diesen Lippen; die Homiletik war musterhaft zu nennen. Trotz der strengsten Folgerichtigkeit im Aufbau war von Monotonie nichts zu merken. Hier und da schweifte der Redner ab, zog Historisches an, brachte Beispiele aus dem Leben, aber immer wieder klang durch alle Variationen das Leitmotiv des Textes durch.

Gerland war viel zu sehr Fachmann, um hier nicht eine echte Künstlerfreude zu erleben, und doch je länger jener da oben sprach, je stärker begann er mit Befremden

einen Mangel zu empfinden, den alle Klarheit und Formvollendung nicht verdecken konnte. Die Predigt war offenbar aufs sorgfältigste ausgearbeitet, aber das Herz hatte keinen Anteil daran gehabt; darum war der Vortrag wohl interessant, aber er packte nicht.

Während er den Mann mit dem geistvollen Gesichte da oben seine wohldurchdachten, feinziselierten Perioden vortragen hörte, wollte Gerland das Wort des Korintherbriefs nicht aus dem Sinn kommen: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ —

Und doch wollte sich Gerland seine hohe Meinung von Polani nicht gern verderben lassen. Er wartete immer noch auf den Augenblick, wo die Begeisterung durchbrechen müsse, wo jener aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgehen werde.

Er wartete umsonst. Mit einem sachlichen, durchaus korrekten Überblicke über das Ganze schloß Polani; sein „Amen“ klang nüchtern und frostig durch das Gotteshaus.

Fürbitte, Danksagung und Abkündigungen nahmen bei der starken Seelenzahl der Parochie längere Zeit in Anspruch.

Nachdem der Schlußvers abgesungen, erhob sich die Pastorin und kam auf Gerland zu. „Endlich kann man sich die Hand geben.“ —

Sie stellte ihn vor. Gerland hatte richtig vermutet, die Alte war ihre Mutter. Beide Damen legten sofort Beschlag auf ihn, so daß er nicht einmal Gelegenheit fand, ein paar Worte mit Frau Oberlehrer Fröschel zu sprechen.

Digitized by Google

Er war erfreut, auf dem Wege zum Pfarrhause von der Pastorin zu hören, daß sie heute den Diakonus mit seiner Mutter zu Tisch erwarte. „Wir konnten es nicht umgehen, die Leute wieder einmal einzuladen — Arthur hielt es für nötig," fügte sie hinzu.

Gerland bemerkte, daß es ihm eine große Freude sei, Mutter und Sohn wieder zu sehen.

„Nun das ist eben Geschmackssache. Den Herren scheint diese Madame Fröschel ja überhaupt zu gefallen. Arthur behauptet sogar, sie sei eine interessante Frau. Meine Mutter kann diese aufgeblasene Person auch nicht ausstehen. Die Witwe eines Oberlehrers — und das spielt sich auf, wer weiß wie!" —

Als Gerland die beiden Mütter bald darauf im Salon der Pastorin verglich, begriff er, daß sie nicht dazu geschaffen seien, mit einander zu harmonieren. Ein größerer Abstand war schwer zu denken: Die eine aufgeregt, fahrig, geziert in Manieren und Worten, dabei doch nicht im Stande ihre mangelhafte Geistes- und Herzensbildung zu verstecken — die andere voll Würde in ihrer nüchternen, beinahe herben Schlichtheit — ein ernster, strenger tiefgegründeter Charakter. —

Die Pastorin kam, bald nachdem man sich zu Tisch gesetzt hatte, auf ihr Lieblingsthema: Graf Mahdem. Nachdem, was sie erzählte, kam er jetzt öfter von der Kreisstadt nach Annenbad herüber.

Die Erwähnung des Grafen fand bei der Mutter ein bereites Echo. „Ach, da muß ich dir doch etwas erzählen," begann sie. „Baron von Landsberg — du besinnst dich doch auf ihn" — und nun folgten viele vornehme Namen;

Ihre Erzählung war wohl für Gerland berechnet, den sie häufig verstohlen von der Seite anblickte, wie um die Wirkung ihrer Worte zu erkunden.

Gerland war zerstreut. Halb und halb befand er sich mit seiner Aufmerksamkeit am anderen Ende des Tisches; dort war zwischen Polani, dem Diakonus und Frau Oberlehrer Fröschel eine Unterhaltung im Gange, die den Geistlichen mehr interessierte als der aufgewärmte Klatsch der vergangenen Annenbader Saison.

„Ach lassen Sie doch die da unten" — raunte ihm die Pastorin zu, als sie ihn beim Lauschen nach der anderen Seite ertappte. „Die sprechen natürlich schon wieder über Religiöses." —

Gerland gab sich daraufhin Mühe, eine Weile aufmerksam zu erscheinen.

„Hier ist im Winter gar nichts los," meinte die Pastorin. „Im Sommer in der Saison — da gibt's eher was zu sehen — Fremde — Toiletten. —

Das Wort stach die Mutter sofort auf: „Toiletten! — Hier habe ich noch nie eine Toilette gesehen. Meine jüngste Tochter zum Beispiel, für die habe ich alles aus Paris kommen lassen, als sie heiratete." — Und nun begann eine ausführliche Schilderung der Ausstattung, welche ihre andere, an einen Brauereibesitzer verheiratete Tochter mitbekommen hatte.

Gerland ließ hier und da ein „wirklich!" hören, und machte ein möglichst erstauntes Gesicht, als ob ihm die Ausstattung der Bierbrauersgattin aufs höchste imponiere; aber im Grunde hatte er nur Ohr für das, was links von ihm gesprochen wurde.

Digitized by Google

Der Diakonus schien eine Behauptung Polanis mit wachsender Leidenschaftlichkeit zu bestreiten. Wie immer, wenn er erregt war, überhaspelte er sich, und fiel in einem fort aus der Konstruktion. Mit Sachlichkeit und Ruhe versuchte ihn Polani zu widerlegen. Die Mutter warf auch hin und wieder ein wohlbedachtes Wort dazwischen. Wie es Gerland vorkam, stand sie jedoch mehr auf Polanis Seite, als auf der des Sohnes.

Man besprach die Amtsentlassung eines Geistlichen; ein Fall, der sich kürzlich in Süddeutschland ereignet und viel Staub aufgewirbelt hatte. Der Mann war an verschiedenen Bekenntnissätzen irre geworden, hatte der Gemeinde von seinen Zweifeln Mitteilung gemacht, wurde darob bei der vorgesetzten Behörde denunziert und hatte seine Stellung unter Verlust des Pensionsanspruchs niederlegen müssen. —

Der Diakonus verteidigte die Handlungsweise des betreffenden Pfarrers. Gerland hörte ihn bemerken: „Die Behauptung, daß Kämpfer" — so hieß der entlassene Geistliche — „seinen heterodoxen Standpunkt vor der Ordination hätte darlegen müssen, bestreite ich. Dürfen wir Theologen uns vielleicht nicht fortentwickeln? Für uns soll also nicht das Wort von der Freiheit des Christenmenschen gelten?" —

„Schön!" meinte Polani. „Ich lasse Ihre Verteidigung gelten. Kämpfer soll meinetswegen, ursprünglich positive, mit dem Bekenntnisstande der Kirche völlig übereinstimmende Ansichten gehegt haben, und erst später, nach seiner Ordination an diesem und jenem Glaubenssatze irre geworden sein — das meinten Sie doch wohl, lieber Amtsbruder?" —

„Ja — allerdings. — Ich denke, wir sind nicht an einen Block geschmiedet mit unserer Überzeugung.“

„Nun gut! — Wenn dem so war, sage ich, hatte Kämpfer zunächst die Pflicht, sich zu prüfen — ernsthaft zu prüfen — verstehen Sie! Er konnte sich auch mit anderen beraten — mit Amtsbrüdern zum Beispiel —“

„Mit Amtsbrüdern?“

„Ja!“

„Als ob die so etwas ernst nehmen würden! — Ja, wenn es sich um Pfarräcker oder Stolgebühren gehandelt hätte.“ —

„Lassen Sie mich ausreden, mein Lieber! — Ich wollte sagen, wenn der Mann nach reiflichster Selbstprüfung zu dem Resultate gelangt, daß er seine heterodoxe Ansicht nicht zu ändern vermöge, daß auch für alle Zukunft keine Aussicht dafür vorhanden sei — dann —“

„Nun — was dann?“

„Dann mußte er dem Konsistorium davon Meldung machen und abwarten, was über ihn verfügt wurde.“

„Bravo! Dem Konsistorium Meldung machen. — Als ob in irgend einem Konsistorium der Welt Leute säßen, die sich von dem Seelenzustande eines ernst ringenden Menschen auch nur eine Vorstellung machen könnten.“ —

Hier fiel ihm die Mutter ins Wort. „Moritz, du gebrauchst sehr schroffe Worte. — Das meint er selbst nicht so,“ fügte sie zu Polani gewendet hinzu.

„Mutter, entschuldige — aber, du gehörst zu den Laien — daher deine rosige Anschauung von der Kirche. — Es ist sehr leicht gesagt: wer Zweifel hegt, der soll der Behörde Meldung machen. Darüber, Herr Pastor, werden

Digitized by Google

sie doch wohl keinen Augenblick im Zweifel sein, was der Erfolg einer solchen außerordentlichen Naivität gewesen sein würde?"

„Der Abschied — vielleicht." —

„Nein, der Abschied sicher!"

„Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man dem Betreffenden, wenn er den rechten Weg einschlagen und die richtige Form gefunden, eine Gnadenfrist gewährt hätte; in der Hoffnung, daß er noch zu einer annehmbaren Basis in seinem Glaubensleben gelangen möchte. —

„Auf deutsch, man giebt dem braven Manne den Rat, sich die Sache doch noch einmal zu überlegen — nicht allzu rigorös zu sein. Viele Wege führen ja nach Rom — und in unserer bösen Zeit will man doch nicht gern den Frieden der Kirche stören, oder neuen Stoff zur Lästerung geben. — Vielleicht sind dem armen Schlucker inzwischen noch zur rechten Zeit seine brotlosen Kinder eingefallen, und daß es im Schoße der Kirche doch wärmer ist, als draußen. Die Pensionsberechtigung, ist am Ende auch 'ne Messe wert — und das Kompromis ist fertig." —

„Herr Amtsbruder, das ist Ihre eigne tendenziöse Auffassung — Sie verschieben den Fall vollständig. Weder hat das betreffende Konsistorium ein solch schmähliches Kompromis vorgeschlagen, noch ist der betreffende Geistliche darauf eingegangen —"

„Das lag jedenfalls an dem Geistlichen, der ein ganzer Mann zu sein scheint."

„Moritz, kannst du denn wirklich mit einem solchen Menschen sympatisieren?" fragte die Mutter dazwischen.

Digitized by Google

„Mutter, sieh mal an — es gibt doch so etwas wie eine Überzeugung, auch in unserem Stande. Viele lassen sich diese Überzeugung freilich binden. Aber hier und da tritt doch einmal einer auf, der es unter dem Gewissenszwange nicht aushält. — Luther und sämtliche Reformatoren haben nicht anders gehandelt.“

„Vergiß nicht Moritz, daß die Reformatoren nicht eigentlich negierten, sondern nur wiederherstellten — die verdunkelte Lehre zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführten. Wer leugnet, übernimmt damit die Pflicht, etwas Besseres an die Stelle des Geleugneten zu setzen — und das ist hier nicht geschehen.“ —

Der Sohn war durch dieses Argument der Mutter offenbar in die Enge getrieben. Gerland bemerkte, daß er die Brille abnahm und schnell wieder aufsetzte; bei Fröschel ein sicheres Zeichen heftiger Erregung.

Polani nahm wieder das Wort. „Sie haben sehr recht!“ — damit wandte er sich an die Mutter. „Der Vorwurf unverantwortlichen Leichtsinnes, ja der Gewissenlosigkeit trifft diesen Kämpfer. Er hat großen Schaden angerichtet — Schaden, der nicht wieder gut zu machen ist.“

„Wieso? — das möchte ich bewiesen haben!“ rief Fröschel außer sich, und blitzte den ersten Geistlichen zornig mit seinen kleinen Augen an.

Über Polanis pergamentfarbene Haut flog ein rötlicher Schimmer, aber er wahrte die Haltung völlig. Gerland bewunderte im stillen die Selbstbeherrschung, mit der er der flackernden Hitze des jungen Mannes überlegene Gelassenheit entgegensetzte.

„Gewiß, muß eine solche Handlungsweise Schaden

stiften — die Gemüter verwirren — viele zum Zweifel verführen — und über unseren Stand ganz falsche Ansichten hervorrufen. — Ich dächte die Kirche besäße der Feinde und Angreifer genug in unserer Zeit — müssen sich auch noch aus ihrem eignen Schoße Angreifer erheben, die an ihrem Bestande rütteln mit vermessenen Händen."

„Und wenn dieser Bestand nur ein Schein ist! — Sind wir Geistliche dann nicht berufen, der Wahrheit die Ehre zu geben? Sind wir darauf vereidigt, unsere Anschauungen zu prostituieren?" —

„Sie verkehren schon wieder das Thema, Herr Amtsbruder; die Frage ist hier nicht, was soll ein Geistlicher thun, oder nicht thun — sondern —

„Sondern?" —

„Sondern, welche Verpflichtungen verletzt er — nicht als Diener der Kirche allein — sondern ganz allgemein als Mensch von Gewissen und Zartgefühl — wenn er vor eine Gemeinde gläubiger Christen hintritt, die seiner Seelsorge anvertraut ist, wenn er vor eine solche Versammlung hintritt und durch seine Zweifel sie zum Zweifeln herausfordert. — Wiegt die Befriedigung, die ihm die Thatsache bereiten mag, seine Ansicht an den Mann gebracht zu haben, wohl die Beunruhigung der Gemüter auf, die ein solches Vorgehen des Seelenhirten notwendig hervorbringen muß? — Kann er als Mensch, als gewissenhafter Mensch, eine solche That verantworten? frage ich." —

Beistimmend citierte die Mutter halblaut: „Es muß ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt." —

„Dagegen, Mutter, halte ich dir ein anderes Wort

des Heilands: „Eure Rede sei: ja ja, nein nein — was darüber ist, das ist vom Übel.“ — Welche Verpflichtung, welche Ordination, frage ich, kann einen anständigen, ehrlichen Mann dazu zwingen, zu lügen — jawohl, zu lügen, mit jedem Male zu lügen, wo er auf die Kanzel tritt — wenn das nicht mehr sein Glaube ist, was zu bekennen ihm die Kirche vorschreibt?“ —

„Vielleicht die Bescheidenheit“, — fiel Polani ein. „Die allerdings häufig erst mit den Jahren kommt.“ Ein ironisches Lächeln zuckte dabei über sein Gesicht. „Denn wer dürfte sich vermessen, das was in Jahrhunderten bessere und weisere Männer, als wir sind, an Glaubensschätzen angesammelt, als Lüge zu bezeichnen?“ —

„Das ist es ja eben! — Wir plappern Sätze nach, die uns oktroyiert worden sind — noch schlimmer, zwingen sie den Leuten auf. Gedanken, die vor tausend und mehr Jahren wertvoll gewesen sein mögen — Ansichten, die unter fremdem Himmel, bei einer fremden Rasse entstanden — in Jahrhunderten der Roheit — der —“

„Moritz!“ unterbrach ihn die Mutter, nun ihrerseits auch erregt, in strengem Tone: „Wovon sprichst du eigentlich? — Ich will nicht hoffen, daß dies deine Ansichten über das Christentum sind.“

„Mutter!“ rief er gequält, „ich will eben nur sagen — ich meine nur — viele von uns leiden Pein, entsetzliche Pein unter diesem Zwange — dieser furchtbaren Kruste, die sich über alles gelegt hat. — Ach, es ist Unsinn, darüber zu reden.“ —

Rote Flecken zeichneten sich auf seinen Backenknochen ab; er hatte sein nervöses Lächeln. Die Mutter blickte ihn

Digitized by Google

besorgt ins Gesicht, und wollte seinen Blick fangen, wohl um ihm ein Zeichen zu geben.

„Ich möchte Ihnen fast den Rat geben, lieber Amtsbruder,“ begann Polani, „aber nehmen Sie mir den Rat nicht übel — versuchen Sie einmal die christliche Lehre — die Bibel — unsere ganze religiöse Entwicklung, historisch zu würdigen. Mit der kritischen Methode allein kommt man nicht aus, oder vielmehr, man kommt zu schnell am Ende aller Dinge an. Betrachten Sie einmal nüchternen Auges und ohne alle vorgefaßte Meinungen den Gang der Weltgeschichte, von der die christliche Epoche ja nur der notwendige Abschluß ist. — Vergleichen Sie das Neue und Große, das mit dem Christentum in die Welt gekommen, mit dem Größten und Besten, das frühere Epochen hervorgebracht, halten Sie die Güter des Glaubens gegen Wissenschaft, Philosophie und Kunst — und dann, wenn Sie wirklich mit Ernst geprüft haben — dann, lieber Amtsbruder, werden Sie sehr bald die — verzeihen Sie den Ausdruck — etwas jugendlich exentrischen Ideen abstreifen, die sie jetzt noch hegen. Sie werden zu gefestigteren Anschauungen kommen, und niemand wird sich mehr darüber freuen, als ich.“

Die Mutter nickte dem ersten Geistlichen dankbar zu. Der Diakonus schien etwas erwidern zu wollen, blickte auf die Mutter — das Wort erstarb ihm auf der Zunge vor der energischen Kopfbewegung, mit der sie ihm bedeutete, zu schweigen — er starrte fortan auf seinen Teller, tief verstimmt. —

* * *

Digitized by Google

Gerland ging im zeitigen Nachmittag fort; er hatte dem Vetter versprochen, zum Abendessen wieder in Breitendorf zu sein.

Als er Abschied nahm, schloß sich ihm der Diakonus an.

Kaum war man draußen, so erklärte Fröschel: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen. — Haben Sie eine Stunde Zeit übrig für mich?"

„Ich habe einen Wagen hier und wollte nach Hause."

„Schicken Sie doch, bitte, den Wagen voraus — thun Sie mir den Gefallen. Wir gehen ein Stück Wegs zusammen; — geht das nicht?"

Gerland erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden, er ahnte, mit was für Eröffnungen ihm sein sonderbarer Freund kommen würde. Und merkwürdig, er fürchtete sich im Grunde von ihnen. —

Bald hatten sie den Ort hinter sich; auf der hartgefrorenen Straße schritten sie hinter dem Bauerwägelchen drein, das langsam bergan rollte.

Der Sturm vom Tage zuvor hatte den Bäumen die Schneelast abgestiebt; schwarzgrün ragten die Wälder aus der weißschimmernden Fläche auf, in der Ferne in bläuliche Tinten übergehend, bis zum matten Tone angelaufenen Stahles; darüber ein klarer Winternachmittagshimmel, milchfarben, im Westen zu orangefarbenem Rande abgetönt. —

„Jetzt wird es kommen," dachte Gerland bei sich, als sie an den letzten Häusern vorbeigeschritten waren und Fröschel mit dem Putzen seiner beschlagenen Brillengläser endlich ein Ende gefunden hatte.

Aber immer noch ein paar Hundert Schritte gingen

sie schweigend nebeneinander her, bis Fröschel abrupt bemerkte:

„Ist dieser Polani nicht ein abscheulicher Heuchler?“ —

Gerland blickte den Sprecher verdutzt an. „Das heißt, — das ist doch allzu hart geurteilt.“

„Ist es vielleicht keine Heuchelei, eine Sache, über deren Richtigkeit man innerlich völlig im klaren ist, mit Aufwand von soviel sittlichem Pathos verteidigen.“

„Und das, meinen Sie, thäte Polani?“

„Haben Sie das noch nicht gemerkt, Gerland? Haben Sie unsere Tischunterhaltung heute nicht mit angehört? Mir kam es so vor, als lauschten Sie zu uns herüber.“

„Allerdings — ich will nicht leugnen, daß ich einiges aufgeschnappt habe.“

„Nun, und da sind Sie noch nicht hinter das wahre Wesen dieses Herrn gekommen? Ich hätte Sie für einen besseren Psychologen gehalten. — Übrigens, daß ich Ihnen nicht Unrecht thue, Polani ist ein feinerer Heuchler als die meisten von uns — raffinierter und schwerer zu durchschauen.“

„Ich glaube, Fröschel, Sie sind persönlich gegen ihn eingenommen.“

„Nein! — Ich hatte einstmals sogar eine sehr hohe Meinung von Polani. Wissen Sie, daß es dem Menschen gelungen ist, mich anfangs völlig zu überrumpeln. Als ich vorm Jahre hier antrat, erwartete ich in dem ersten Geistlichen einen vom gewöhnlichen Schlage vorzufinden. Ich war angenehm überrascht — das kann ich nicht leugnen — als dieser Weltmann von gefälligen Manieren vor mich trat. Er imponierte mir in gewisser Be-

ziehung durch seine Formen, seine Sicherheit, seine Bildung, deren Grenzen ich damals noch nicht erkannt. Sein Bücherbrett stellte er mir sofort zur Verfügung — womit er mein Herz vollends gewann. — Von seinen Forschungen über den Jesuitenorden erzählte er mir natürlich. Und hier und da ließ er mir im vertraulichem Gespräche durchblicken, daß auch für ihn die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen sei, und daß man die Augustana am Ende nicht ganz wörtlich zu nehmen brauche. Aber alles das nur zwischen den Zeilen zu lesen — verstehen sie! — Polani wird sich nie kompromittieren. — Ich beging eine große Dummheit; durch seinen Pseudoliberalismus ließ ich mich zu Geständnissen verlocken. Sprach sehr offen — enthüllte meine letzten Ansichten. Und sehen Sie, Gerland; das vertrug er nicht — auf einmal nahm er eine ganz veränderte Miene an, meinte, das schicke sich nicht — kurz — steckte den ersten Geistlichen heraus. — Wenn es etwas auf der Welt giebt, das ich nicht vertragen kann, das mir von Grund der Seele zuwider ist, so ist es solches hinter dem Berge halten, dieses nicht Fleisch nicht Fisch sein, diese weibische, blutarme Ängstlichkeit — diese zweideutige finassierende Spitzfindigkeit. — — Da ist mir doch jeder vierschrötige Landpastor am kleinen Finger lieber, der seinen Bauern die Geschichte von Bileams Esel in aller Ruhe vorerzählt, ohne Bedenken — denn so steht es ja in der Bibel. Aber eine solche tief innerliche Verlogenheit, die auch noch mit ihrer Abgelecktheit prunken will, das ist doch die ekelhafteste Entartung, zu der es unsereiner bringen kann. — Seien wir doch wenigstens ehrlich, wenn wir untereinander sind. Unsere Amts-Vorgänger, die

Digitized by Google

alten Auguren, waren andere Kerle als wir; ihr Lachen stünde uns besser zu Gesichte, als diese aufgeblasene Wichtigthuerei, die das Armesündergefühl doch nicht wegzuheucheln vermag."

„Sie scheinen eine sehr geringe Meinung von unserem Stande zu haben, Herr Amtsbruder."

„Die habe ich allerdings! — Übrigens, denken Sie nicht, ich sei hochmütig; ich bilde mir nicht ein, etwas Besseres zu sein, als die anderen. Ganz und gar nicht! Nur empfinde ich die Schmach stärker, die darin liegt, einer Sache zu dienen, deren Hohlheit man durchschaut hat."

„Und dieselbe schmeichelhafte Meinung haben Sie, wie von den übrigen Amtsbrüdern, natürlich von mir auch."

„Gerland — ich will Ihnen etwas sagen — Sie sind mir in gewisser Beziehung eine Ausnahme; Sie besitzen wissenschaftliche Bildung und — Sie sind ein Mensch, der nachdenkt. — Schon dadurch fielen Sie mir unter den Amtsbrüdern auf. Doch schließlich, Bildung und Nachdenken teilen Sie mit Polani — aber sehen Sie, Sie haben noch etwas Besonderes vor uns voraus — Sie sind illusionsfähig geblieben — haben sich eine gewisse Herzenswärme gewahrt, die Sie über den großen Riß hinwegträgt, der nun einmal durch unser aller Weltanschauung geht. Das fehlt mir und das kann ich mir nicht geben. Ich beneide Sie um diese Illusionsfähigkeit, um diese Vertrauensseligkeit. — Ja, wahrhaftig, ich beneide Sie darum, Gerland!" —

„Sie sagen, Ihnen fehlten diese Eigenschaften, die Sie bei mir konstatieren zu können glauben. Aber ich bitte Sie, mein Freund, wenn Sie diesen Mangel Ihrer Auffassung zugeben, so ist damit doch eigentlich schon der erste

Digitized by Google

Schritt zur Besserung gethan. — Sie werden sich mit der Zeit auch noch zu Vertrauen und Freude am Berufe durchringen; bei Ihrem ernsten Streben bin ich davon fest überzeugt."

„Nein, das ist kein Unterschied der Auffassung; das ist im letzten Grunde vielleicht ein Unterschied der Temperamente. Ihr Blut muß anders zusammengesetzt sein, als das meine. Sie besitzen die Fähigkeit zu hoffen und zu glauben; ich muß alles untersuchen, kritisieren und zersetzen. In meinem Charakter fehlen die positiven Seiten. — Sie sind wohl gar nicht im stande, sich in einen solchen Zustand hineinzudenken."

„Lieber Freund! Sagen Sie mir nur das Eine — wie sind Sie eigentlich unter die Theologen geraten?"

Fröschel hielt im Gehen inne, stemmte die Hände in die Seiten und lachte gerade heraus.

„Warum lachen Sie?"

„Ich lache darüber, wie Sie es ahnungslos verstanden haben, das Tragische in meinem Leben in einem kleinen Satze auszudrücken. — Wie bin ich unter die Theologen gekommen? — Ein Mensch, wie ich, Theologe! — Klingt das nicht fast wie ein schlechter Witz? — Theologe! — Wo einer gesättigt sein muß mit Positivismus. Ich bin auf den breiten Gewässern christlicher Scholastik wie ein Fahrzeug mit zu wenig Ballast — ich kann nicht schwimmen und auch nicht untergehen. — Wie soll ein Mensch, wie ich, erbaulich reden können — wie soll ich Begeisterung erwecken, Tröstung spenden, Sicherheit geben? Es liegt so etwas Entwürdigendes in der Heuchelei; Sonntag um Sonntag hintreten zu müssen und ein Symbol aufsagen, das für mich

nichts ist, als eine wertlose Kompilation antiquierter Formeln — und dabei immer die Miene machen, als sei man von der Wahrheit und Heiligkeit dieser Sätze durchdrungen. — Auf der Kanzel fühle ich mich, wie ein armer Sünder. Mir ist die salbungsvolle Aufgeblasenheit von Natur versagt, die, wo sie selbst nichts denkt und fühlt, mit der Ornamentik der Phrase dieses Manko zu verdecken versteht. Ich könnte mir nicht erbärmlicher und lächerlicher vorkommen, wenn ich dazu verdammt wäre, falschen Schmuck, oder künstliche Blumen herzustellen. Mein Gewissen verklagt mich auf Schritt und Tritt. Ich zittere vor dem Augenblick, wo mich ein Sterbender auf Ehre und Gewissen fragen könnte, ob ich denn selbst an das ewige Leben glaube, dessen Versicherung ich ihm mit Brot und Wein gebe. — Verstehen Sie, Gerland, welch ein elender Zustand das ist? Ist es nicht unmoralisch, ist es nicht geradezu verbrecherisch — ist es nicht das Vergehen wider den Geist?" —

„Lieber Fröschel, hätten sie denn alles das nicht besser bedacht, ehe Sie diesen Beruf wählten?" —

„Beruf wählen? — Gut gesagt! Sie könnten mich mit gleichem Recht damit trösten, mein Bester, warum waren Sie auch so dumm, geboren zu werden. — Gerland, so wie der Mensch ins Leben kommt, ohne seinen Wunsch und Willen, bedingt durch tausend Umstände und Zufälle, vorbestimmt und belastet — sehen Sie, Gerland, eben so bin ich zum Berufe des Geistlichen gekommen. — — Vieles könnte ich Ihnen darüber erzählen — eine ganze Leidensgeschichte — eine Geschichte geistiger Vergewaltigung — aber ich will mich kurz fassen:

Mein Vater muß ein merkwürdiger Kopf gewesen sein, nach allem, was ich über ihn gehört habe, und den wenigen Schriftlichkeiten, die von ihm übrig sind. Sie wissen, wohl daß er Gymnasial-Oberlehrer war. Die Welt hat nicht viel von ihm wissen wollen — er galt ihr als ein unzufriedener, menschenscheuer, eingebildeter Grübler. Seinen Kollegen war er ein unsympatischer Sonderling. — Ich hege nichts destoweniger eine wehmütige Verehrung für den Mann — ich glaube er war sehr unglücklich, und ich vermag mit ihm zu sympathisieren; sein Geschick war dem meinen nicht unähnlich. Ich glaube nämlich, daß er Unsägliches gelitten hat, unter geistiger Bevormundung von seiten derer, die er am meisten liebte. — Ich sage, ich vermute das — was ich selbst in gleicher Lage leide, weiß ich.

Sie scheinen mich nicht ganz zu verstehen; ich werde mich erklären.

Sie kennen meine Mutter. Sie ist eine kluge Frau — eine geistvolle Frau sogar — ich verehre sie — ich liebe sie über alles in der Welt — und das ist keine Redensart. Aber sehen Sie, Gerland, wie sie mein Halt ist, — meine beste Freundin — so ist sie auch meine Qual. Orthodox bis in die Knochen ist meine Mutter. Hier liegt der tiefe unüberbrückbare Gegensatz zwischen uns, der dadurch natürlich verschärft wird, daß ich Priester bin. — Sie ist klug, sagte ich Ihnen, und für eine Frau hat sie erstaunlich viel gelernt und gelesen, und doch ist sie über die letzten Vorurteile nicht hinausgekommen. Mit verblendeter Energie hängt sie sich an diese Vorurteile. Nur eine Frau bringt das Kunststück fertig, mit gutem Gewissen Aufklärung und starren Glauben in sich zu vereinigen; mit engherziger

Beschränktheit hält sie am letzten Buchstaben des Dogmas fest. Und dabei kann ich Ihnen versichern, gibt es wenig Dinge, die sie nicht zu begreifen vermöchte. Aber in ihrem Verstehen gibt es irgendwo eine Schranke, über die sie nicht hinweg kann, vielleicht nicht hinweg will. — Sehen Sie, Gerland, das ist der dunkle Punkt zwischen mir und ihr und der ist es, wie ich vermute, auch zwischen ihr und meinem Vater gewesen. — Früher haben wir uns oft gestritten, meine Mutter und ich — streiten ist ein viel zu mattes Wort dafür — — jetzt kommt das selten noch vor, aber der Gegensatz ist darum nicht vermindert. — Glauben Sie mir, meine Mutter, die äußerlich so ruhige abgeklärte Frau, hat ihre Leidenschaft: die Religion. Sie ist religiös bis zum Fanatismus. Nichts wird sie erweichen; nicht Argumente, nicht Erlebnisse. Sie hat Schweres durchgefochten mit meinem Vater. Die Religion hat diesen beiden Menschen, die sich liebten, das Zusammenleben verbittert — hat sie einander entfremdet. Selbst diese trübe Erfahrung vermochte nicht, sie zu belehren, oder ihren Eifer zu dämpfen. Daß mein Vater ungläubig gestorben, daß es ihr nicht gelungen, ihn zu bekehren, nagt noch jetzt an ihrer Seele. Nun soll ich die Enttäuschung gut machen, die sie an ihm erlebt. — Ja, Sie mögen lächeln, aber es ist so — ich sollte zum Opfer gebracht werden — ich sollte den Himmel versöhnen. Die Frauen bleiben eben doch dieselben zu allen Zeiten. Lebten wir noch im Mittelalter und glaubten an Askese und Werkgerechtigkeit, meine Mutter hätte mich sicherlich dem Kloster dargebracht, in majorem gloriam domini. Aber da meine Mutter evangelisch ist, fanatische Protestantin sogar, so kannte sie keinen brennenderen

Wunsch, als daß der Sohn ein großes Licht ihrer Kirche werden möchte, und darauf los also bin ich von frühester Jugend an dressiert worden. Ich bin in orthodoxer Zimmerluft aufgewachsen, gefüttert mit positivem Christentum. Und wie merkwürdig das Resultat dieser Erziehung ausgefallen, das wissen Sie. Das gerade Gegenteil von dem, was sie gewollt, hat meine Mutter erreicht. Die Ungereimtheiten unseres Glaubenssystems fielen mir schon frühzeitig auf; bereits als Gymnasiast war ich ein arger Häretiker, und habe meiner Mutter manche Nuß zu knacken gegeben, mit verfänglichen Fragen, und frühreifen Zweifeln. Ob das die Art meines Vaters ist, die da durchschlägt? — Ich bilde mir manchmal ein, ihm verzweifelt ähnlich zu sein. — Und sehen Sie, so sorgfältig ich auch gehütet wurde, es sind eben doch die Sporen einer anderen Weltanschauung in mich hineingetragen worden — und, wie es scheint, haben sie einen günstigen Boden bei mir vorgefunden. Meine Mutter hat es nicht hindern können — unter ihren Augen und Händen bin ich das geworden, was ich bin. Sie sieht das auch jetzt selbst ein, und nimmt ihre Stellung dazu — sucht mich zu widerlegen, so gut sie kann, und wartet im übrigen. Mit der Zeit denkt sie, kommt er doch herum. Ich glaube auch, daß sie für mich betet. Daß sie viel um meinetwillen leidet, weiß ich — aber, kann ich es ändern? Kann ich einen Glauben in mir hervorzaubern, der nicht in mir gewachsen ist? — Und nebenbei ist sie auch nicht unthätig; durch tausend Kleinigkeiten



sucht sie mich zu beeinflussen, mich mürbe zu machen. Bald spielt sie mir ein sogenanntes gutes Buch in die Hand — ein positives, Sie verstehen — ihre Gespräche mit mir haben

Digitized by Google

alle einen bestimmten Zweck, der wie ein Leitmotiv durch alles hindurchklingt — mich zu bekehren. Sie ist eine Virtuosin darin, sage ich Ihnen, alles und jedes auf diese Moral zuzuspitzen. Sie ist eine kluge Frau, widerhole ich Ihnen, Gerland, und doch diese eine einfache Thatsache kann sie nicht begreifen — will sie nicht begreifen, daß man sich zum Glauben nicht zwingen kann. Und so drehen wir uns um einander herum, in einem circulus vitiosus, und thuen uns unendlich viel Schmerz an. Jedes Ereignis unseres Lebens, jede Person, mit der wir in Berührung kommen, sieht sich meine Mutter daraufhin an, wie sie sie nutzbar machen könnte, mich nach dieser bestimmten Richtung hin zu beeinflussen. Sie werden es mir nicht glauben, Gerland, auch Sie hat meine Mutter mir gegenüber ausgespielt. Sie hat mir den Pfarrer Gerland von Breitendorf hingestellt als Beispiel dafür, wie man wissenschaftlich gebildet und doch ein positiver Christ sein könne. Und von Polanis Einfluß auf mich erhofft sie ganz Außerordentliches. Daß er nicht aufrichtig sei, will sie nicht gelten lassen. So trübt diese fixe Idee selbst ihre Menschenkenntnis. Polani soll mich missionieren; heute Mittag haben Sie ein Pröbchen davon erlebt. Sehen Sie, so bin ich umstellt von allen Seiten, und das schwerste für mich ist, daß es nicht Feindschaft ist, die mir solche Netze stellt, sondern Liebe — eine blinde Liebe, die nicht versteht, was sie anrichtet, welche Qualen Sie bereitet. — Sehen Sie, Gerland, daß ist die entsetzliche geistige Bevormundung, unter der ich lebe.“ —

Eine längere Pause entstand. Beide Männer marschierten im Gleichtakt auf der Landstraße weiter, dann meinte Ger=

Digitized by Google

land: „Eins, lieber Freund, ist mir immer noch nicht klar geworden: Wie ist es möglich, daß Sie sich dieser Bevormundung, wie Sie es selbst nennen, nicht haben entziehen können?“

„Ja, es ist beschämend für mich, aber es ist so; ich habe nicht die Kraft — nicht den Mut dazu gefunden. Jeder Mensch, glaube ich, sollte zunächst seine Eltern überwinden, so oder so — in Güte, wenn es geht, wenn nicht, muß er den Mut der Rücksichtslosigkeit finden. Es ist ja schließlich weiter nichts als Notwehr. Man soll vergewaltigt, soll in eine bestimmte Richtung hineingedrängt werden. Und wenn sie es noch so gut zu meinen glauben — die Alten; was uns not thut, können sie ja nicht verstehen. Man muß sich losreißen — freimachen, und das beizeiten. Ich habe diesen wichtigsten Schritt versäumt. Meine Mutter hielt mich fest mit tausend Fäden der Liebe. Ich bin unbeholfen und unpraktisch, kann mich in Dingen des gewöhnlichen Lebens nicht aus fünf Birken herausfinden — vielleicht hat meine Mutter diese Eigenschaften in mir begünstigt, um mich länger am Schürzenbande zu halten. — Sie haben ganz recht; irgend einmal mußte ich mich emanzipieren von der mütterlichen Gewalt, irgend einmal mußte der Schritt gethan werden. Damals, als ich das Gymnasium verließ, wäre wohl der richtige Moment gewesen. Da mußte ich mein Leben selbst bestimmen, mußte mir einen Beruf wählen nach meinem Herzen und Geschmack. Jurisprudenz, Medizin, selbst Philologie — alles wäre besser gewesen, als gerade das theologische Studium. Aber sie wußte mich so sanft hinüber zu leiten, wußte es als so selbstverständlich hinzu-

stellen, daß ich Prediger würde, daß ich Thor den Seelenverkauf gar nicht merkte. Und während des Studiums, wo ich mir mehr und mehr der Zwangsjacke bewußt wurde, die ich mir hatte überziehen lassen, war sie stets wachsam, stets um mich — beschwichtigend, und meine Bedenken einlullend. Und wenn ich mich gelegentlich aufbäumte, wenn die Kathedertheologie allzu harte Opfer von meinem logischen Denken verlangte, da war sie schnell zur Hand, mich auf das zukünftige Amt zu vertrösten. — Da sollte alles gut werden. Statt des trockenen Einpaukens wissenschaftlicher Materie, würde ich da Religion erleben. Was hat sie mir nicht alles für lockende Bilder vorgegaukelt: die Freude an Amt und Stellung, die Arbeit an den Gemütern, die Gewinnung von Seelen für das Reich Gottes, die hohen ethischen und kulturellen Aufgaben der Kirche in unserer Zeit.

Alles das, mein Freund, hört sich so schön an, und schließlich sind es doch nur Phrasen für den, dem die treibende Kraft des Glaubens fehlt. — Aber das sollte ich erst erfahren, als ich im Amte war — nun es zu spät ist.

Sehen Sie, so ist es meiner Mutter gelungen, mich aus der großen, weiten Lebensströmung, die vor mir lag, hineinzutreiben in das enge stagnierende Wasser des Kirchentums. Was soll ich im Priesteramte? Ich bin kein Menschenfischer — mir fehlt die Begeisterung, die Liebe, die Freudigkeit. — Ich hasse mein Amt, es lastet auf mir mit Zentnerschwere. — Können Sie verstehen, Gerland, welch ein verzweifelter Zustand das ist?" —

„Ja, ich verstehe das, lieber Fröschel! — Und soll ich Ihnen meine Meinung frei heraus sagen?"

„Ja, thun Sie das!"

„Es ist hohe Zeit für Sie, daß Sie sich aus diesen Zustand retten."

„Ich soll mich frei machen?"

„Allerdings!"

„Und — wie, — das?"

„Ich glaube, es gibt nur einen Weg für Sie — lieber Fröschel."

„Das Amt quittieren?"

„Ja!"

„Denken Sie, daß ich das nicht selbst hundertfach bei mir erwogen hätte, Gerland?"

„Sie dürfen nicht länger damit zaudern, lieber Freund."

„Es ist zu schwer, Gerland — es ist zu schwer! Ich finde den Mut nicht dazu. — Wenn es sich nur darum handelte, ein Abschiedsgesuch zu schreiben, das wäre ja schnell gethan. Aber bedenken Sie, wie soll ich meiner Mutter die Notwendigkeit klar machen. Ich wage gar nicht auszudenken, was sie thun könnte — wie sie das aufnehmen würde; wenn ich vor sie hinträte und sagte: Mutter ich ertrage diesen Zustand nicht länger, gib mich frei, laß mich meinen eignen Weg wählen, der, den du mir vorgezeichnet, war verfehlt. Was würde das für meine Mutter anderes bedeuten, als ihr sagen: Deine gesamte Lebensarbeit war umsonst. — Das wage ich ihr nicht zu eröffnen, Gerland. Nennen Sie mich feige — aber — ich bringe es nicht über's Herz."

„Nun und wenn sich nun ein anderer bereit fände, es zu thun."

„Ein anderer — Wie meinen Sie das?"

Digitized by Google

„Ihrer Mutter das auseinander zu setzen.“

„Wer würde dieser andere sein?“

„Ich! — Wenn Sie mich einer solchen Mission für würdig erachten.“

„Gerland!“

Beide waren gleichzeitig stehen geblieben. Noch war es nicht so dunkel, daß nicht einer die Züge des anderen hätte er kennen können.

Es arbeitete in Fröschels Mienen wie von Rührung. Gerland ward es feierlich zu Mute, als jener seine Hand ergriff und mit halberstickter Stimme hastig etwas von Dank hervorstieß.

„Und — wann — wollen Sie 's thun?“

„Sofort, wenn es sein kann. Ein solcher Entschluß darf nicht kalt werden.“

Gerland rief den Wagen an, der noch immer vor ihnen herfuhr; er möge nach Breitendorf zurückkehren, sagte er dem Bauer, für heute brauche er seine Dienste nicht mehr.

Dann gingen sie den Weg, den sie eben gekommen, wieder zurück.

„Willst du mit meiner Mutter allein sprechen, Gerland?“ — Das „du“ hatte sich ganz von selbst, wie etwas Notwendiges zwischen ihnen eingefunden.

„Das mußt du entscheiden.“

„Ich werde im Nebenzimmer sein.“ —

Lange Pause.

Gewichtiger als vorher ertönten die Schritte der beiden Männer durch die abendliche Dunkelheit. Vor ihnen er-

Digitized by Google

glänzten schon die Lichter von Annenbad, dessen ersten Häusern sie sich nahten.

Dann in weicherem Tone, als gewöhnlich, sagte der Diakonus: „Eins laß nicht außer Acht, bei dem, was du vorhast, lieber Freund, daß mich meine Mutter sehr liebt. — Wenn du kannst, teile es ihr schonend mit.“

„Dessen kannst du versichert sein.“

Erneuter Händedruck. —

Von da ab schritten sie schweigsam bis vor die Thür des Hauses, wo Frau Oberlehrer Fröschel wohnte. Gerland fühlte sich wundersam gehoben und auch wieder beunruhigt in dem Gefühle, etwas Großes und Ungewöhnliches vorzuhaben.

„Sie ist zu Haus!“ flüsterte der Diakonus dem Freunde zu, als sie in's Vorzimmer getreten waren.

Eine Thür öffnete sich. Es war die Mutter, den ergrauten Scheitel hell von der erhobenen Lampe beleuchtet.

„Bist du es, Moritz?“

„Jawohl Mutter! — Und hier ist auch Pfarrer Gerland. — Er hat mit dir zu sprechen.“ — Damit schritt er an der Mutter vorbei nach seinem Zimmer.

In den Zügen der Matrone malte sich Staunen; sie bat, der Herr Pastor möge eintreten.

Gerland hatte das, was er sagen wollte, im Kopfe fertig.

Die Mutter setzte sich ihm gegenüber und blickte ihn forschend an. Ein Neues Testament lag aufgeschlagen auf dem Tische, in dem sie gelesen haben mochte. Die Frau konnte ein kurzes nervöses Zwinkern ihrer Augenlider nicht

Digitized by Google

unterdrücken. Im Nebenzimmer hörte man den Diakonus, der hastig auf und ab ging.

Gerland begann seinem Plane gemäß von der Amtsentlassung des Pfarrers Kämpfer zu sprechen — an das Tischgespräch anknüpfend; er meinte, der Fall Kämpfer sei nur ein Symptom, das auf einen allgemeinen fehlerhaften Zustand hinweise. Die Kirche, die sich in unseliger Weise mit der Staatsgewalt verquickt habe, majorisiere die religiöse Überzeugung vieler Laien und auch Theologen. Kämpfer habe im geheimen manchen Gesinnungsgenossen unter den Amtsbrüdern, und es würde besser um Kirche und Christentum bestellt sein, wenn alle den Mut der Ehrlichkeit fänden, der jenem seine Stelle gekostet. —

Noch sprach er ganz im allgemeinen, ohne den eigentlichen Zweck seiner Worte anzudeuten. Er hoffte sie zur Aussprache zu bewegen, sie sollte eine Ansicht äußern — ihm widersprechen — dann würde es ihm schon leicht werden, das Gespräch dahin zu bringen, wo er es haben wollte.

Aber die Frau ließ ihn reden; ihre grauen, gleich denen des Sohnes tief unter der Stirn verborgenen Augen, fixierten ihn scharf, voll Mißtrauen — sie mochte das Manöver durchschauen.

Im Nebenzimmer ertönte immer noch die unruhigen Schritte des Diakonus; fast klang es, als mahne und dränge er. Nervöse Hast überkam den jungen Geistlichen, und nach ziemlich plumpem Übergange sprach er der Mutter plötzlich von dem Sohne und seinem Widerwillen gegen den geistlichen Beruf.

Das Mienenspiel der Frau veränderte sich, ihre Augen

Digitized by Google

wanderten, sie strich mit der wachsbleichen, mageren Hand über die gehäkelte Decke vor sich auf dem Tische.

Gerland floß die Rede, jetzt, wo er zum Zwecke sprach, freier von der Zunge; er benutzte vieles von dem, was noch von Fröschels eigenen Worten frisch in seinem Gedächtnisse war.

Auch jetzt unterbrach ihn die Mutter nicht; sie saß mit gefalteten Händen da, den Kopf ein wenig gesenkt. Gerland bemerkte, daß sie sehr bleich sei. Nebenan war es still geworden. Der Sprecher begann sich an den eignen Worten zu erwärmen. Er glaubte Eindruck zu machen; er war durchdrungen von dem Gefühle, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten.

„Glauben Sie denn nicht, Frau Oberlehrer," fragte Gerland — und suchte seiner Stimme den angenehmsten Ton zu verleihen — „daß Ihr Sohn sich glücklicher fühlen würde, wenn er sich befreite von einem Amte, das ihn täglich und stündlich zur Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit zwingt? Und Sie selbst, meine ich, könnten doch auch an einem solchen Zustande keinen Gefallen finden, der Ihrem Sohne die drückendsten Überzeugungsopfer auferlegt — der ihn zu Kompromissen treibt. Dem Reiche Gottes ist damit sicherlich nicht gedient. In der Offenbarung heißt es: ‚Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest. Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.' —

„Herr Pastor — das ist Blasphemie!" unterbrach ihn die Matrone plötzlich. „Sie treiben Mißbrauch mit dem Worte Gottes." —

Gerland sah ein gänzlich verändertes Gesicht vor sich; ihr Auge flammte zornig.

„Blasphemie! — Wieso?“ stammelte der Geistliche überrascht.

„Jawohl! — Es ist hohe Zeit, daß ich Sie an Ihre Stellung erinnere. Die Art, wie Sie von dem geistlichen Berufe sprechen, ist geradezu empörend.“

„Verzeihen Sie — Frau Oberlehrer — aber, um mich handelt es sich doch hier gar nicht.“

„Sie nehmen die Partei meines Sohnes; sie wollen, er soll den Beruf aufgeben, der ihm von Gott zugewiesen ist — der größte, der edelste Beruf, den es giebt. Welche Motive Sie dazu treiben, meinem Sohne die Brücke zu treten, daß weiß ich nicht. Jedenfalls ist es schlimm, daß Geistliche so gering von ihrem Stande denken.“

„Ich kann Ihnen versichern, Frau Oberlehrer, daß ich sehr hoch von meinem Berufe denke — daß ich für meine Person, um keinen Preis der Welt, den Talar ablegen möchte — aber —“

„Aber meinen Sohn, den verführen Sie dazu — nicht wahr?“

„Frau Oberlehrer — ich weiß wirklich nicht —“ Gerland stand ratlos vor einer Gereiztheit, die das sonst so gemessene, würdevolle Wesen dieser Frau in sein gerades Gegenteil verkehrt hatte.

„Sie sind noch sehr jung, Herr Pastor,“ sagte sie, „und auch mein Sohn ist jung. Ihnen beiden fehlen die Erfahrungen — die inneren Erlebnisse — die man nur durch langjähriges Gebetsleben und Ringen erwirbt. Es hängt nicht alles vom Einzelwillen ab, wie die Jugend meint;


Digitized by Google

Gott führt uns und stellt uns auf unseren Posten. Merkwürdig genug, daß ich einen Geistlichen darauf hinweisen muß, daß es eine Berufung und eine Erleuchtung giebt. Wir sind nichts aus eigner Kraft, verderbt und in Sünden befangen von Jugend an sind wir, und nur die Gnade Gottes kann uns befreien. Wenn auch die jetzige Zeit diesen Grundsatz umstoßen will; er bleibt nichtsdestoweniger der Kernpunkt des Evangeliums. — Wir haben nicht das Recht dazu, wir elenden Menschen, unseren Leib und unseren Geist als unser ausschließliches Eigentum zu betrachten, und mit uns selbst zu schalten und zu walten, wie es uns beliebt. Unser Leben ist das Pfund, mit dem wir zu wuchern haben.“ —

„Frau Oberlehrer,“ unterbrach sie Gerland, „es ist mir nie beigekommen, das zu bestreiten.“ —

„Sie haben sich unterfangen, zu behaupten, mein Sohn sei seiner Veranlagung nach nicht zum Geistlichen berufen. Einmal erkläre ich, daß niemand ein solches Urteil zukommt; ich denke, wenn jemand meinen Sohn kennt, so bin ich es doch wohl, die Mutter. Ferner — kennen Sie denn die Wege, die der Herr meinen Sohn noch leiten wird? Wollen Sie unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen? — Der, welcher zu dem Gichtbrüchigen gesprochen: ‚Stehe auf und wandle!‘ wird am Ende auch noch Mittel und Wege finden, mein Kind zu sich zu führen.“ —

„Ich weiß nicht, ob das im Sinne unseres Herrn und Meisters ist“ — begann Gerland. „Evangelisch ist eine solche Auffassung jedenfalls nicht, dann kommen wir zur Gnadenwahl. Ob er sich zum Priesteramte berufen fühlt, darüber muß schließlich der Erwachsene selbst urteilen dür-

fen; der Herr will keinen Zwang und keine Vergewaltigung in geistigen Dingen. Das Wesen des Evangeliums ist Freiheit. —"

„Das Wesen des Evangeliums ist der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes" — rief sie außer sich. „Und den Glauben habt ihr jungen Leute verloren. Euer Wesen ist Überhebung. — Die Demut fehlt Euch — die Zerknirschung. — Ihr wollt euch nicht leiten lassen — wollt selbst euer Leben bestimmen. — Das ist der Geist der Auflehnung — der Geist der Negation — der keine Autorität mehr anerkennt, weder die Gottes, noch die der Eltern. — Wie können Sie von Zwang und Vergewaltigung sprechen? — Ich weiß, was meinem Sohne not thut — ich allein weiß es." —

Sie stand jetzt aufrecht vor Gerland und sprach mit zitternder aber laut vernehmbarer Stimme:

„Mein Sohn ist mündig; nach den Gesetzen kann er thun, was er will. Aber ich erkläre ein für allemal, mit dem Augenblicke, wo er seinen Beruf verläßt, trenne ich mich von ihm, und keine Einmischung Fremder wird daran etwas ändern."

Inzwischen war der Diakonus hinter ihr eingetreten. Er sah noch bleicher aus, als gewöhnlich und kam sofort auf Gerland zu. „Laß Gerland — laß! — Es ist unnütz. — Mutter, errege dich nicht. Pastor Gerland ist gänzlich unschuldig, mach' ihm keine Vorwürfe." —

Er drängte Gerland, der kaum wußte, wie ihm geschah, zum Gehen.

Als sie draußen standen, sagte der Diakonus: „Wir haben eine große Thorheit begangen, Gerland. Ich mußte

das vorher wissen — mir kann niemand helfen. Du hast dein möglichstes gethan, — ich konnte es hören. — Ich danke dir. Meine Mutter wird nichts belehren — vielleicht Thatsachen allein. — Lebewohl, Gerland — ich danke dir!" —

Digitized by Google

VII.

Eine Stimmung unzufriedener Zerfahrenheit war über Gerland gekommen, — ein Erfolg seines letzten Besuches in Annenbad.

Ihm war zu Mute wie einem Menschen, der das Haus des Nachbars brennen sieht und weiß, daß seine eigene Behausung mit Stroh gedeckt ist. Das altbewährte Mittel, in angestrengter Thätigkeit die Zweifel zu ersäufen, wollte diesmal nicht recht verfangen. Es war etwas wie ein Reif auf seine Amtsfreudigkeit gefallen; mitten in einer Amtshandlung begegnete es ihm, daß er den tollen Wunsch in sich aufsteigen fühlte, laut aufzulachen. Am schlimmsten stand es mit dem Gebet, er konnte es zu keiner Inbrunst, keiner unbefangenen Hingabe mehr bringen. Die Flamme des Opfers schwelte am Boden hin, als halte sie ein feindlicher Wind danieder.

Und seine Freude am Konfirmationsunterricht war in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Die Vorbereitung der Hauptstücke führte ihn auf tausend Fragen und Zweifel; Symbole, die ihm bisher heilig in der Ehrwürdigkeit ihres grauen Alters gewesen waren, sahen ihn auf einmal in

heller Tagesbeleuchtung mit befremdend nüchternen Zügen an —

Über Kleinigkeiten stolperte er und blieb an einem Worte, einer Wendung im Bibeltext, oder Katechismus hängen, über die er früher glatt hinweggelesen hatte.

Mit der naiv freudigen Hingabe an den Stoff war es zu Ende; jetzt gab es ein Aufdruseln und Wiederzusammenflicken — eine Arbeit, bei der mehr Maschen fielen, als aufgenommen wurden.

Ganz anders trat er jetzt vor die Kinder, nicht mehr frei und freudig, sondern mit dem Gefühle schwerer Verantwortung belastet. Er wollte nicht, daß die jungen Seelen etwas einbüßen sollten, sie durften es nicht empfinden, daß er ein anderer geworden war; nach wie vor wollte er ihnen das beste geben — und so schraubte er sich zu Gefühlen hinauf, die er nicht empfand.

Dabei hatte er immer die Empfindung, die Kinder müßten ihn durchschauen — als würden sie matter, weil ihres Lehrers Begeisterung matt geworden. Er war skeptisch und mißtrauisch gegen sich und andere.

Merkwürdig, wie ähnlich seine Verfassung bereits der Fröschels war. Befand er sich nicht etwa auch schon auf dem abschüssigen Pfade, an dessem erschreckenden Ende jener angelangt? —

* * *

In jene Zeit fielen Ereignisse innerhalb der Gemeinde, die bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihn über die unfruchtbare Trostlosigkeit dieser Stimmung hinwegrissen.

Bei einem Gange durchs Dorf traf er gänzlich unverhofft auf die Pastorin Menke. Als er die bekannte Gestalt der Witwe etwa fünfzig Schritte vor sich in einer Wegekrümmung auftauchen sah, durchzuckte ihn ein heftiger Schreck. — Sie bemerkte ihn etwas später; für einen Augenblick machte sie Halt, offenbar unschlüssig, was sie thun solle. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken; so überwand er denn seine Verlegenheit und blickte ihr im Entgegengehen scharf ins Gesicht. Auch sie hatte sich inzwischen gefaßt, sie schien die Beleidigte spielen zu wollen; mit zurückgeworfenem Kopfe und gerümpfter Nase kam sie heran.

Was mochte sie in Breitendorf wollen?

Gerland stellte die Frage an den Gemeindevorsteher, den er bald darauf traf. Er erfuhr von ihm, die Witwe sei bereits am vorigen Sonntage, — den der Geistliche in Annenbad verbracht, — nach Breitendorf gekommen, angeblich um das Grab ihres verstorbenen Gatten zu besuchen. Sie wohnte bei ihrer Busenfreundin, der Frau des Gutsbesitzers Finke.

Der Gemeindevorsteher ließ dann noch einige zweideutige Bemerkungen fallen, von diesem „Weibsstücke," das nur „Stänkereien" ins Dorf bringen wolle. Aber die Gemeinde werde sich an ihrem Pastor nicht irre machen lassen. — Mehr war nicht aus dem vorsichtigen Manne herauszubringen.

Was er da gehört hatte, wirkte bei Gerland nach. Die Witwe hatte ihn verleumdet, das war klar. Welcher Art die Verleumdung sein mochte, lag auf der Hand; wenn anders der alten Regel zu trauen war, daß man

Digitized by Google

den Nächsten nur gar zu gern des eigenen Unrechts bezichtigt.

Auch daß sie bei den Finkes wohnte, war wohl kein Zufall. Sie mochten sich dort alle recht hübsch zusammenfinden, die Clique seiner Widersacher in der Gemeinde. —

Pastorin Menke schien für einige Zeit in Breitendorf bleiben zu wollen. Gerland bemerkte sie am nächsten Sonntage in der Kirche. Prächtig geputzt, mit blumengeschmücktem Hut und Seidenmantille, paradierte sie im Schiff des Gotteshauses.

Mancherlei geringfügige Anzeichen deuteten auf ihre geheime Minierarbeit: der Gutsbesitzer Finke, Mitglied des Gemeinderates, grüßte den Geistlichen nicht, als sie sich zufällig begegneten; an der Thür des Pfarrhauses entdeckte er eines Morgens ein zotiges Bild mit Kreide angezeichnet.

Es konnte nicht fehlen, daß ihn solche Beweise des Hasses und der Roheit erregten, — aber nur vorübergehend; sein gutes Gewissen scheuchte die Mißstimmung schnell hinweg.

Er wurde das Gefühl des Triumphes nicht los, wenn er an die Demütigung zurückdachte, die er jener Frau bereitet. — Weiter nichts als ingrimmige Wut, abgewiesen worden zu sein, war es ja, was sich jetzt in solchen elenden Aufhetzereien auslöste. Wäre er in jener bedeutungsvollen Nachtstunde schwach gewesen, wie würde es jetzt wohl um ihn stehen? Das Bewußtsein, klug gehandelt zu haben, ließ keinen rechten Haß gegen sie in seiner Seele aufkommen — denn wir hassen nur die, denen gegenüber

wir uns klein gezeigt. — Lächeln mußte er, wenn er an sie dachte, — mitleidig, ohne Groll. In diesem Spiele stand der Erfolg zu deutlich auf seiner Seite. —

Eines Abends saß Gerland an seinem Schreibtische, die Lampe brannte bereits seit Stunden — er war mit kirchlicher Verwaltungsarbeit beschäftigt — als ihn ein Geräusch von draußen, vom Garten her, aus seiner Rechnerei riß. Summendes Durcheinander von Stimmen — eine Art mißtönenden Gesanges. — Sollten es Betrunkene sein? — Gerland wollte den Lärm überhören, aber das ging nicht; immer zudringlicher wurden die unharmonischen Töne. Dazwischen halbunterdrücktes Gekicher und übermütiges Schreien und Pfeifen. Jetzt glaubte er etwas wie einen Refrain herauszuhören: „Pfarr" und darauf „Narr"! Es war klar — das galt ihm. Eine Katzenmusik in **optima forma.**

Die Frage war, wie hatte er sich zu verhalten? — Die Sache ihren Gang gehen lassen — nicht darauf achten, sich die Ohren zustopfen — thun, als sei nichts vorgefallen? — Nein! Das hätte ausgesehen, als fürchte er sich; die Leute meinten wohl gar, er sei gänzlich ohne Stachel.

Wie er war, lief er die Treppe hinab. Klingelnd und dröhnend flog die Hausthür hinter ihm ins Schloß. — Der Gesang war jäh abgebrochen; er hörte noch einige Psts — Stimmengeflüster, und Schritte, die sich schnell entfernten.

Sehen konnte er zunächst gar nichts, bis sich seine Augen an das Nachtdunkel gewöhnt hatten. Er tappte auf gut Glück die Stufen hinab und that einige Schritte in den

Digitized by Google

Garten. Vor ihm duckten sich ein paar dunkle Gestalten, dann hörte er den Gartenzaun knacken und knistern. Es waren Männer, soviel konnte er jetzt schon erkennen; einer verlor in der Hast den Hut, mußte zurück um ihn aufzuheben. Gerland sprang zu, kam aber zu spät, um den Flüchtling zu greifen. Wie ein Affe kletterte die lange Gestalt an den Latten empor: als der Bursche eben über dem Zaune schwebte, hob sich sein Kopf scharf vom hellen Himmelsrande ab — nur für einen Augenblick, aber — der hatte zum Erkennen genügt.

Einen solchen Kahlschädel und eine solche Nase gab es nur einmal im Kirchspiel.

Gerland war derartig betroffen durch die gemachte Entdeckung, daß er an ein weiteres Verfolgen der Störenfriede gar nicht dachte. — Wenzel, der Kantor Wenzel! — Jede Täuschung war ausgeschlossen — diese Physiognomie konnte mit keiner anderen verwechselt werden.

Der Geistliche ging kopfschüttelnd ins Haus zurück. Wenzel, gerade Wenzel! — Es war zu außerordentlich. Ein Mensch, den er bisher immer zu seinen besonderen Getreuen gezählt hatte in der Gemeinde. Wieviel Gutthaten hatte er dem Lehrer erwiesen — der schwer kompromittierte Mann war sein besonderer Günstling gewesen; noch kürzlich hatte er auf eine Anfrage von seiten der Schulbehörde, bezüglich des Kantors, im günstigem Sinne geantwortet. Ja, im stillen hatte er sich mit dem Gedanken geschmeichelt, auf diesen Mann einen erzieherischen Einfluß ausgeübt zu haben.

Unwillkürlich ging er zu seinem Schreibtische und entnahm ihm das Heft, in dem er die Charakterbeschreibungen

seiner Beichtkinder niedergelegt. — Wenzel! — Wieviel Hoffnung er an den Mann verschwendet hatte; — es war beschämend.

Kopfschüttelnd schloß er das Heft wieder weg; hatte er den Menschen vielleicht irgend einmal gekränkt? Er sann nach; nichts fand sich in seinem Gedächtnisse. Es war der pure, blanke Undank, die Auflehnung der Gemeinheit gegen die Güte, der Rohheit gegen die höhere Kultur.

Oder, ob auch er angestiftet war! Aber, was in aller Welt gingen denn Wenzel die Angelegenheiten der Pastorswitwe an? — Es blieb etwas Rätselhaftes in der Sache. —

Nachdem die erste Erregung verflogen war, überlegte der Geistliche, welchen Gebrauch er von der Entdeckung machen wolle. Daß er das Vorkommnis nicht ignorieren könne, war von vornherein klar. Sein Ansehen der Gemeinde gegenüber war gefährdet, wenn er eine solche Beleidigung ungeahndet hingehen ließ.

Es gab mehrere Wege, die er einschlagen konnte, um sich Genugthuung zu schaffen. Der eine war, eine Anzeige bei Gericht zu machen; den verwarf er bald. Die gerichtliche Untersuchung des Falles würde wahrscheinlich wenig ergeben und viel böses Blut hervorrufen.

Es blieb ihm noch eine andere Möglichkeit, er konnte Wenzel bei der Schulbehörde anzeigen. Eine zeitlang erwog der Geistliche diesen Gedanken ernstlich; verdient hätte der Mann das sicherlich, sein Kerbholz war voll. — Aber schließlich siegte das Mitleid in Gerlands Seele; er wußte, daß eine solche Anzeige den Abschied des Kantors nach sich ziehen mußte. Ein Rest von Sympathie für Wenzel war immer noch in seinem Herzen geblieben. — Auch war die

Digitized by Google

Gelegenheit zu günstig, den Großmütigen zu spielen, — dem Manne zu beweisen, wie hoch man in Gesinnung über ihm stehe. —

Schon seit einiger Zeit hatte Gerland den Religionsunterricht in der Schule nicht mehr visitiert; nicht umsonst sollte Wenzel ihn heute abend daran erinnert haben, daß er einer besonderen Kontrolle bedürfe. Der Geistliche nahm den Stundenplan zur Hand; die erste Stunde bei den Kleinen war Religionsunterricht. „Gut, ich werde mich einfinden, Herr Kantor, morgen früh." — Gerland lächelte in Voraussicht des erstaunten Gesichtes, das jener machen werde. Zunächst natürlich würde er sich nicht das geringste merken lassen, aber dann, wenn der Unterricht vorbei, wollte er den Lehrer beiseite nehmen: „Auf ein Wort, Herr Kantor, unter vier Augen —" er sah das rote Gesicht erbleichen, bis in die Lippen hinein, die hagere Gestalt zusammenklappen, und die großen feuchtglänzenden Augen des ertappten Sünders ängstlich um Erbarmen flehen. Diese Vorstellung hatte etwas ungemein Komisches; Gerland lachte wiederholt für sich, während er im Zimmer auf und ab schritt. Bis zum Mittag wollte er jenen zappeln lassen, das hatte er verdient, und dann wollte er ihn vornehmen — sanft, ohne Vorwürfe, voll Milde, ihn vernichten durch seine Großmut. — — —

Die Sache kam anders, als Gerland sie sich im Geiste zurechtgelegt hatte.

Am nächsten Morgen begab er sich beizeiten zur Schule; zu seinem Erstaunen sah er durch die Scheiben des zur ebenen Erde gelegenen Schulzimmers, daß die Kinder sich balgten. Zwanzig Minuten nach sieben Uhr

Digitized by Google

und der Unterricht noch nicht begonnen! — Wenzel schien in der Dorfschule das akademische Viertel eingeführt zu haben.

Als der Geistliche eintrat, fand er das Katheder leer und die Klasse in größter Unordnung. Einige Knaben sprangen schnell auf ihre Bänke zurück. Eine arge Balgerei schien stattgefunden zu haben; mehrere Köpfe waren tüchtig zerzaust, unter den Mädchen gab es verweinte Gesichter.

„Wo ist Euer Lehrer, Ihr Kinder?" fragte der Geistliche.

Eine verlegene Pause entstand. Die Kinder sahen einander verdutzt an, sie schienen sich in der Seele ihres Lehrers zu schämen. —

Gerland stand mit verdüsterter Miene im Mittelgange, der die Knabenabteilung von der der Mädchen trennte.

Hinten im äußersten Winkel steckten ein paar Bengel die Köpfe zusammen: „Sog's ack — sog's ack!" — Ein Knabe wurde von seinen Nachbarn mit Püffen traktiert.

„Was habt Ihr mit dem da — was soll er denn?"

„Dar weeß es, wu dar Lahrer is; — dar hot's vurhin darzahlt."

„Was weißt du, mein Kind?" fragte Gerland in aufmunterndem Tone und ging dem Knaben entgegen, welcher von den andern nach vorwärts gedrängt wurde.

Der Kleine blickte mit scheuer Miene zu Boden; er wollte nicht mit der Sprache heraus.

Endlich platzte ein anderer los: „Dar Lahrer leit ein Wirtshause — besuffen!" —

Einige Kinder kicherten; die meisten blieben still und hingen in atemloser Spannung an den Zügen des Geistlichen.

Digitized by Google

Gerland war erbleicht. „Was — was sagst du da?" —

„Dar hot 's darzahlt," erklärte der Sprecher und wies auf den ängstlichen Knaben vor Gerland — „dar is aus 'n Kretschame — dar Lahrer is besuffen und leit bei ins ei der Gaststube, het 'r gesogt." —

Gerland stand eine Weile wie erstarrt. Welch ein Schaden ist hier angestiftet! — das war der einzige Gedanke, den er zu fassen vermochte. Dann mechanisch vorwärts schreitend, begab er sich aufs Katheder. „Setzt Euch auf Eure Plätze, Ihr Kinder!"

Nachdem alle ihre Plätze inne hatten und die Klasse das Bild musterhaftester Ordnung bot, sprach Gerland ein lautes Gebet: Worte des Dankes für die glücklich und gesund verlebte Nacht.

Die Ironie, welche dem abwesenden Lehrer gegenüber in diesen Worten liegen konnte, fiel Gerland in diesem Augenblicke nicht ein; noch weniger den Kindern, die, wie Kinder stets in solchen Momenten, ganz unter dem Banne des Außergewöhnlichen standen.

Der Geistliche ließ sie ein bekanntes Kirchenlied anstimmen; während des Gesanges sammelte er sich selbst, und erwog, was weiter zu geschehen habe.

Durch Fragen unterrichtete er sich bald darüber, an welcher Stelle des Unterrichtes sich die Klasse gegenwärtig befand. Joseph in Ägyptenland, das war das letzte Pensum gewesen. Der Geistliche erzählte ihnen die Geschichte von Josephs Wiedersehen mit seinen Brüdern, gab ihnen eine leichtfaßliche Erläuterung des Geschehnisses, und hatte ihre Aufmerksamkeit bald ganz erobert.

Gegen Schluß der Stunde merkte er an den Mienen

der dem Fenster zunächst sitzenden Kinder, daß draußen etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Unwillkürlich blickte er hinaus. Eine hagere Gestalt wankte schlotternd heran, mit vertiertem Ausdruck nach den Klassenfenstern stierend.

Gerland verließ sofort das Katheder und eilte zur Thür; so sollte die Klasse ihren Lehrer nicht sehen.

Im Hausflur kam ihm Wenzel entgegengestolpert; vor dem Geistlichen machte er mit der blöden Miene des ertappten Sünders halt.

„Kantor Wenzel," sagte Gerland und dämpfte seine Stimme, soviel wie möglich — „gehen Sie auf Ihr Zimmer, legen Sie sich! Ich werde Ihren Unterricht heute übernehmen — verstehen Sie!"

Der Betrunkene wollte etwas erwidern; er machte einen schwachen Versuch, den Nüchternen zu spielen. Er tastete nach Gerlands Hand, und als dieser, angewidert von dem durchdringenden Branntweingeruch, zurücktrat, lallte er: „Betrunken — ne, betrunken bin ich nich — Herr Pastor! — Etwas Medizin — mir war nicht recht wohl — etwas Medizin — weiter nichts — Herr Pastor — auf Ehre!" —

Gerland überwand sich und faßte den Schwankenden unter den Arm. Er führte ihn ein paar Stufen hinauf, und hieß ihn, sich am Treppengeländer festhalten; dann wiederholte er seine Ermahnung, daß er sich legen und ruhig verhalten solle.

Unter Beteuerungen, daß er nur ein wenig Medizin zu sich genommen habe, weil er krank gewesen sei, stolperte der Betrunkene die Treppe hinauf. —

Gerland erteilte an diesem Tage den Unterricht in sämtlichen Fächern.

Abends setzte er dann ein Schreiben an die Schulbehörde auf. Die Beteiligung Wenzels an der nächtlichen Ruhestörung vor seinem Hause erwähnte er nicht — alles was ihn persönlich betraf, sollte aus der Anzeige wegbleiben — aber den Zustand, in welchem er den Lehrer am Morgen betroffen, schilderte er ohne Abstrich.

Noch während er mit der Niederschrift beschäftigt war, klopfte es zaghaft an seiner Thür. Gerland wußte, wer draußen stehe.

Auf sein „Herein“ erschien eine erbärmliche Gestalt: Wenzel mit bleichem Gesicht, in gebeugter Haltung, ängstlich verschmitzt nach dem Geistlichen hinüberschielend — wie ein Hund, der schuldbewußt die Miene seines Herrn beobachtet — so blieb der Kantor auf der Thürschwelle stehen. Es lag etwas Theatralisches in seiner erheuchelten Armesündermiene.

Gerland sagte sich, daß eine Unterredung mit dem Manne zu nichts führen könne. Er war entschlossen, diesmal nicht Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Das Zwecklose einer widerlichen Rührszene wollte er sich ersparen.

Er hieß also den Lehrer, sich entfernen. Aber erst, nachdem er den Befehl mehrfach wiederholt hatte, leistete Wenzel Folge. — Draußen auf dem Vorsaale schien er noch zaudernd Halt zu machen. Schließlich hörte ihn Gerland von dannen gehen. —

Die Behörde war schnell mit ihrem Eingreifen. Der Kreisschulinspektor selbst erschien am Platze; eine Untersuchung des Falles wurde eingeleitet.

Es ergab sich, daß Wenzel mit einer Anzahl Gesinn-

Digitized by Google

ungsgenossen die Nacht bei Kartenspiel und Trunk im Kretscham verbracht hatte. Interessant war es für Gerland, die Zusammensetzung dieser Gesellschaft zu erfahren. Sämtlich waren es Leute, denen er wohl zutrauen konnte, sich an der nächtlichen Katzenmusik vor seinen Fenstern beteiligt zu haben. Herkloß, der Schuster, sein Gegner aus der Gemeindeversammlung, fehlte nicht unter ihnen. Sie mochten nach vollbrachter Heldenthat ihren Triumph im Kretscham gefeiert und dabei zu viel des Guten gethan haben. —

Der Erfolg der Untersuchung war, daß Wenzel auf der Stelle seines Amtes enthoben, und ein anderer interimistisch an seinen Platz gesetzt wurde, bis die Stelle ausgeschrieben und die Gemeinde sich für einen neuen Kantor entschieden haben würde.

Wenzel verschwand ohne Sang und Klang aus Breitendorf. Auch die Witwe bekam Gerland nicht mehr zu Gesicht; am Tage nach dem Auftritte vor dem Pfarrhause hatte sie das Dorf verlassen. —

Etwa eine Woche mochte seitdem vergangen sein, als der alte Gärtnergewendbauer beim Pfarrer erschien, um das Pachtgeld für den Pfarracker, welchen er in Nutzung hatte, abzuliefern.

Der Gärtnergewendbauer war ein kleines, krummbeiniges, dürres Männchen, mit spitzem Kopfe und rotumränderten Augen. Unter vielem Ächzen und Räuspern holte er aus seinem Schafwollpelze einen alten Lederbeutel hervor, der neben Tabakrollen auch Geld enthielt. Langsam klaubte er die Münzen zusammen, und zählte dann die harten Thalerstücke, nebst einigem Nickel und Kupfer in regelmäßigen Reihen auf den Tisch.

Diese Manipulation kostete dem Bauer einige Zeit. Als Gerland schließlich durchgezählt und erklärt hatte, es stimme, nahm der Alte mit einem wehmütigen Blicke Abschied von seinem Gelde. Dann sackte er den Beutel wieder ein, griff nach der Mütze, ging aber noch nicht.

Wie es schien, hatte er noch etwas auf dem Herzen.

Der Bauer räusperte sich und meinte: „Na, de Pastern Menke war nu also och wieder furt — ju ju!" Dann fuhr er sich mit dem Handrücken über das Gesicht, wo es stets irgend etwas Feuchtes abzuwischen gab.

Als Gerland keinerlei Miene machte, auf diese Einleitung des Gespräches einzugehen, fuhr der Bauer fort: „Se wohnt ei der Stadt, de Pastern Menke, sogn se. — Na, ich will nur nu mochen, daß 'ch heem kima. — Laben Se wuhl, Herr Paster!" —

Er schob auf seinen krummen Beinen nach der Thür; dort blieb er stehen, drehte sich rasch um, und, mit einer verschmitzten Miene, in der sich Schadenfreude, Neugier, Klatschsucht und Gutmütigkeit die Wage hielten, meinte er: „De Leite sogen, se wird sich Kanter Wenzeln heiraten."

Jetzt fiel Gerland doch aus seiner wohlerwogenen Rolle des Schweigens. „Was sagen Sie! — Pastorin Menke will den Kantor heiraten?"

Solche direkte Fragen liebt der Bauer nicht. Der Alte war viel zu vorsichtig, von seinem Nebenmenschen etwas auszusagen, worüber er möglicherweise zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

„De Leite sog'n 's ack, Herr Paster; ich weeß eegentlich nischt niche, ens denkt'ch nur suwas, weil duch zwischen

Wenzeln und der Pastern Liebschaft war. — Das warn Se duch och wissen, Herr Paster?" —

„Was soll ich wissen!" fragte Gerland, ehrlich entsetzt.

„Nu freilch!" meinte der Alte und wurde lebhafter, seine Äuglein leuchteten auf; er trat näher zu dem Geistlichen heran und sprach halblaut: „Die hoan schun bei Labzeiten vun seel'gen Pfarrn zusammde gestackt — die Beeben. Nu hat sen 'n richt'g neigeritta, dan Wenzel — denn schlacht war dar ne — wenn er och saufen that, aber die hat an Teifel on Leiba — und se kinna ak fruh sein, Herr Paster, daß Se die su heila lus gewurn sein. Ju ju, zwischen dar und Wenzel is Liebschaft, da kinn Se a jeds hier freun — doas wissen mer alle." —

Das Vernommene bestätigte dem Geistlichen manches, was er früher zwar gesehen, wobei er sich jedoch nichts gedacht hatte. — Als habe man eine Grube voll eklen Unflats unter seinen Füßen geöffnet, von deren Dasein er bisher nichts geahnt, so kam es ihm vor.

* * *

Diese Ereignisse hatten viel peinliches und aufregendes für den jungen Geistlichen gebracht. Alles andere war vor der Herbheit der eignen Erfahrungen in den Hintergrund getreten. Fröschels tragisches Geschick, erschien ihm bereits wie ein fremdes, beinahe unverständliches. Etwas wie ein Nebel hatte sich zwischen ihn und jenen gelegt — der feine Dunst, der über den weiter gleitenden Strome der Zeit sich legt und uns die Züge alles Vergangenen langsam verwischt. —

Digitized by Google

Fröschel selbst brachte sich dem Freunde wieder ins Gedächtnis.

Gerland kam aus der Schule zurück, wo er der Einführung des neuen Lehrers beigewohnt hatte, da fiel ihm, als er ins Wohnzimmer trat, eine vertraute Gestalt ins Auge: Fröschel, ein Buch in der Hand, in welchem er gelesen hatte.

„Das nenne ich mir eine freudige Überraschung!“ rief Gerland und streckte dem Diakonus beide Hände entgegen. — Im ersten Augenblicke wußte er nicht, wie er es mit dem „Du“ halten solle, das sich neulich in einer Stimmung besonderer Erregung zwischen ihnen eingefunden hatte.

Fröschel überhob ihn dieses Zweifels. „Wenn du gestattest, bleibe ich bis zum Abend bei dir, Gerland; meine Mutter ist verreist.“

„Aber natürlich, lieber Freund! Bleibe eine Woche — bleibe ganz! Du hast übrigens außerordentliches Glück, heute habe ich Gebratenes zu Tisch — was nicht oft der Fall ist.“ Gerland versuchte zu scherzen, um sich und dem Freunde über die erste gezwungene Stimmung des Wiedersehens nach so außergewöhnlicher Trennung hinweg zu helfen.

Fröschel lächelte trübe. Er zeigte mehr denn je sein ungesundes, mißgestimmtes Aussehen. „Ich habe hier ein wenig in deinem Schleiermacher gelesen.“ —

„Du sagst deine Frau Mutter sei verreist?“

„Ja, auf einige Tage. Eine Jugendfreundin von ihr liegt im Sterben und will sie vor ihrem Ende noch einmal sehen. — Ich bin allein zu Hause und benutze diese Gelegenheit, dich aufzusuchen.“ —

Digitized by Google

Das Gespräch von neulich und das, was ihm gefolgt, wurde nicht erwähnt. Gerland kannte den eigenartig zurückhaltenden und leicht verletzten Charakter Fröschels jetzt zur Genüge, um jede Frage zu vermeiden, die ihn irgendwie peinlich hätte berühren können.

Ob er sich mit der Mutter ausgesprochen — ob alles beim alten geblieben war?

Gerland wartete, daß der Diakonus selbst eine Aufklärung in dieser Richtung geben solle. —

Nach Tisch unternahmen sie einen gemeinsamen Spaziergang. Gerland hatte für heute Nachmittag einen Besuch bei der alten Märzliebs-Hanne in Eiba angesetzt. Der Stand der Alten in der Kirche war schon seit einigen Sonntagen leer geblieben, und als der Geistliche sich nach ihr erkundigte, erfuhr er, daß sie ein böses Bein habe und bettlägerig sei.

Es war ein klarer Märztag, die Wintersaaten leuchteten saftig grün neben dem toten Braun der Ackerscholle. In Gräben, hinter Zäunen, am Waldrande; überall, wo die Sonne nicht hindrang, lagen Streifen körnig schmutzigen Schnees, — wie verachtete Kleiderfetzen, die der scheidende Winter zurückgelassen. Die Salweiden an den Rainen trieben ihre samtweichen Kätzchen. Über dem Niederwald am Rand des Nadelholzes lag ein matt lilaer Schimmer; Birken und Erlen bereiteten die Frühlingstoilette vor.

Den Geistlichen erinnerten diese Lenzesanzeichen daran, daß er vorm Jahre um diese Zeit etwa nach Breitendorf gekommen sei. Er rechnete genauer nach, und fand, daß er gerade heute den Jahrestag seines Einzuges in die Parochie begehe — ihm kam die Zeit viel länger vor. Er

Digitized by Google

erwähnte Fröschel gegenüber die Entdeckung, welche er soeben gemacht.

„Und du bist zufrieden — du fühlst dich hier an deinem Platze?“ meinte Fröschel.

Gerland bejahte nach einigem Überlegen. „Ich kann mit diesem ersten Jahre zufrieden sein.“

„Wohl dir! Ich will dir wünschen, daß du nie anders denken mögest.“

Jetzt würde wohl eine Aussprache folgen, dachte Gerland; aber der andere schwieg. —

In Eiba angelangt, wies Gerland den Freund nach einer Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht auf das Thal und die umliegenden Berge genoß. Dort wollte er ihn nach kurzem Besuche bei der alten Märzliebs-Hanne wieder treffen. Dann eilte er dem bekannten Häuschen zu.

Man hatte die alte Frau unter dem Dache in einem Bretterverschlag untergebracht. Nebenan war Heu aufgespeichert, dessen scharfer Geruch den ganzen Raum durchdrang. Die Greisin lag in einer wurmstichigen mit Stroh ausgefüllten Lade, die man notdürftig zur Bettstätte hergerichtet hatte. Ein schmutziges an mehreren Stellen durchlöcherter Laken war alles, womit sie sich gegen die Kälte schützen sollte.

So fand der Geistliche seine alte Freundin vor. Er erkannte sie kaum wieder; die Züge waren verfallen, ihre Sprache glich nur noch einem Krächzen.

Dem jungen Manne krampfte sich das Herz zusammen bei diesem Anblick. Waren das Menschen, die eines ihrer Angehörigen so verkommen ließen? Noch nie hatte er das

Fehlen einer Gemeindeschwester in der Parochie so schmerzlich empfunden, wie an diesem vernachläßigten Lager.

Ein Geruch herrschte in der Nähe der Kranken, der ihm fast das Atmen unmöglich machte. Sie habe ein „bieses Been," erzählte die Alte. Mit ihren zu hautüberspannten Knochen abgemagerten Armen zog sie die Decke weg — ein unbeschreiblicher Anblick bot sich den Augen des Geistlichen dar.

Gerlands erste Frage war, welchen Arzt sie gerufen habe. Die Alte wollte nicht recht mit der Sprache heraus; schließlich gestand sie ein, daß sie sich von der Tonchen, der Besprechfrau, behandeln lasse.

„Sahn Se, Herr Paster, ich kunnte Se duch gurnich mih furt uf das meschante Been, und hernachen that's och su siere schwella — und a hella Jaucha lief duch raus — dernoa wußt'ch mer keenen Rat ni mih, und de Tonchen hat duch sicke gute Heelsalbe. Doa hat se mer a Brinkel dervun gegahn — de Tonchen."

„Und verspüren Sie denn irgend welche Besserung?" fragte Gerland.

„Ne, basser is es su racht no ne geworn, Herr Paster; aber de Tonchen meenta, erscht müßt's schlachter warn — dernoa ufn Neimund würd's heelen, meent se."

„Was soll denn Ihr Leiden mit dem Neumonde zu thun haben?"

„Nu sahn Se, Herr Paster, se hat mersch duch besprocha, mei Been, in ersta Viertel."

„Wie, Sie haben sich besprechen lassen!" — Eine christlich gesinnte Frau, wie Sie, Frau Heinze — hängt solchem Aberglauben an?"

Digitized by Google

Die Alte wurde verlegen. „Ne ne, Herr Paster,“ beteuerte sie, „Se müssen nich denka, mir hoan Teifelswark getrieba. Ne ne! De Tonchen is och ene Frumme, die bat immer zun lieben Gutt, weil se ees besprecha thut. Und dar lieba Gutt kann duch nischt dodergegen hoan. Ar geit 's ar duch och worim se bitt. Neilch dan Blitzerbauern sei Klenner, den hat se och bespruchа — de Tonchen, dar hoat an Knuchenfraß gehoat dar Kleene, und mit don is glei basser gewurn, och uf 'n neien Mund. Und an Duchter dirft'ch's gurne ersch weesen, mei bieses Been, sunste is mit dar Heelkråft glei verspielt — verstiehn Se! A Duchter derf gurne ei's Haus, sinste is mit dar Sympathie aus — sogt de Tonchen.“ —

Der Geistliche sah ein, daß hier mit gutem Rate nichts auszurichten sei; er beschloß zu handeln. Da er aber Fröschel nicht allzu lange warten lassen wollte, verschob er sein Eingreifen auf morgen. —

Er eilte, den Diakonus aufzusuchen. Schon von weitem fiel ihm die charakteristische Figur des Freundes auf: seine hohen Schultern, der kleine Kopf auf kurzem Halse. Er stand dort offenbar in den Anblick der Landschaft vertieft; ganz nahe kam Gerland an ihn heran, bis jener ihn bemerkte.

„Entschuldige, daß ich dich so lange habe warten lassen, lieber Fröschel. — Eine schöne Aussicht nichtwahr?“ —

Fröschel antwortete nicht. Gerland blickte erstaunt in das Gesicht des Freundes; es sah verändert aus — verräterische Tropfen an der Brille erzählten, daß er geweint habe.

Digitized by Google

„Lieber Fröschel!" — rief Gerland — Sein Herz schwoll in Mitgefühl dem Freunde entgegen.

Aber der Diakonus wandte sich mit verdüsterter Miene ab. „Wem gehört das große Haus dort?" fragte er schnell in rauhem Tone.

Gerlands Blick folgte der ausgestreckten Hand. „Das Haus — einem gewissen Dr. Haußner. — Weshalb?"

„Ich wollt's nur wissen. — Übrigens es wird kühl — wir gehen besser." — Sie schritten bergab, auf dem Wege nach Eichwald.

Gerland brannte vor Begier, den Seelenzustand des Freundes zu erforschen. Fröschel hatte geweint, darüber war kein Zweifel; mochte er sich jetzt auch noch so gleichgültig stellen.

„Was fehlt dir, lieber Freund — warum willst du mir's verheimlichen?" brachte er endlich heraus.

„Frage mich nicht danach, Gerland! — Ich verspreche dir, daß du es in Bälde erfahren sollst." —

Die Worte waren bedeutungsvoll, fast in feierlichem Tone gesprochen worden. Gerland fühlte, daß hiernach alles weitere Forschen unzart erscheinen mußte, er hatte sich zu bescheiden.

Sie schritten am Haußnerschen Grundstücke vorbei. Gerland hatte bis zu diesem Tage des Arztes Fröschel gegenüber nicht mit einer Silbe erwähnt. Jetzt gab es sich von selbst, daß er dem Freunde von dieser eigenartigen Bekanntschaft erzählte.

Er berichtete die Geschichte des Arztes, wie er sie von Pfarrer Valentin erfahren hatte. Gerland nahm unwill-

Digitized by Google

kürlich an, Fröschel müsse Interesse, ja Sympathie, für den Freigeist Haußner empfinden.

Aber der Diakonus schien heute in einer abwesenden, traumverlorenen Stimmung; Gerland merkte bald, daß er seiner Erzählung wenig Aufmerksamkeit schenke. —

Beim gedämpften Schimmer der Studierlampe saßen die Beiden dann noch eine Stunde beisammen. Gerland machte den Versuch, den Freund aufzuheitern; er holte sein „Seelen-Herbarium" hervor, wie er die eignen Aufzeichnungen über die Beichtkinder benannte und las dieses und jenes vor, mit Absicht Charakteristiken wählend, die lichte oder komische Seiten aufwiesen. Es gab ja genug Gestalten in der Kirchfahrt, die eines humoristischen Anstrichs nicht entbehrten: die „Tonchen", der „taube Tobis", der „Gärtnergewendbauer" und andere mußten herhalten, für den wohlgemeinten Zweck, Fröschel zu unterhalten.

Der Diakonus saß auf dem Sofa und rieb seiner Gewohnheit gemäß die Finger gegen einander, in sich zusammengesunken, als laste eine unsichtbare Bürde auf seinen Schultern. Hin und wieder lächelte er mechanisch zum Vortrage des Freundes.

Gerland hielt im Lesen inne, da ihm der vergrämte Ausdruck dieses bleichen, hohläugigen Gesichtes Bedenken einflößte. — Ob es jenem nicht vielleicht zu viel werde, fragte er.

Fröschel bat ihn, fortzufahren; es thue so wohl, einen glücklichen Menschen zu sehen, meinte er. Den Geistlichen berührte dieses weiche, resignierte Wesen ganz fremdartig an ihm. —

Als Fröschel aufbrach, war es schon dunkel. Gerland

Digitized by Google

wollte ihn ein Stück Weges geleiten, aber der Diakonus lehnte die Begleitung ab.

Feuchtwarme Nachtluft empfing sie, als sie aus dem Pfarrhause traten. Der Himmel war bedeckt mit Wolkenfetzen — es war Regen in der Luft.

Gerland öffnete die Gartenpforte nach der Dorfstraße hinaus; noch eine Weile blieben die Männer beieinander stehen — Fröschel schien sich schwer von dem Freunde zu trennen.

Plötzlich ergriff er Gerlands Hand; es war, als kämpfe er mit einem außerordentlichen Entschlusse. — Ein Bekenntnis — eine Frage — irgend ein Geheimnis schien sich losringen zu wollen von seiner Seele.

Und — es kam doch nicht dazu; er ließ die Hand wieder fahren und verschwand mit einem leisen „Lebwohl!" in der Dunkelheit.

Gerland blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen. In der finsteren Nacht war nichts zu erkennen; nur als jener durch den Lichtkegel schritt, den ein spät erleuchtetes Fenster auf die Dorfstraße warf, sah er die Umrisse der bekannten Gestalt noch einmal flüchtig.

Wunderbar scharf prägte sich gerade dieses Bild dem Gedächtnisse Gerlands ein, so daß es unzertrennbar für ihn wurde mit der Persönlichkeit Fröschels, und ganz von selbst emportauchte, so oft er später an seinen armen Freund zurückdachte.

Digitized by Google

VIII.

Durch Bitten und Drängen hatte es Gerland bei den Angehörigen der alten Märzliebs-Hanne durchgesetzt, daß die Greisin aus dem Verschlage hinabgeschafft wurde in das Kämmerchen neben der Wohnstube. Dort lag sie an derselben Wand, im selben Bette, wo ihre Enkelin Christel vordem gestorben war.

Der Geistliche besuchte die alte Frau täglich.

Die Kranke war sehr redselig — sich mitzuteilen, schien ihr große Erleichterung zu gewähren.

Sie erzählte mit Vorliebe aus ihrer Jugendzeit. Von Leuten und Geschehnissen im Anfange des Jahrhunderts sprach sie wie vom Gegenwärtigen. Die letzten Jahrzehnte mit ihren Erlebnissen schienen ihr weit entfernter zu liegen — die berührte sie nur selten. Schon daraus glaubte Gerland schließen zu dürfen, daß die Alte einer baldigen Auflösung entgegengehe.

Oft wußte sie von Verstorbenen zu erzählen, mit denen sie in der Nacht Verkehr gehabt hatte. So war ihre Nichte, Christel, einmal bei ihr gewesen, angethan wie ein Engel, und hatte ihr vom Himmel erzählt.

Digitized by Google

„Se kenn mersch gleba, Herr Paster, dohie ein Stiebel is se gewasen — 's Christel. Ne su schiena, wie die aber ging — urdentlich mit a Fliegeln, wie de saal'gen Engel — und ganz weeß — ganz weeß war se gekledt. Hernoa that se darzahlen, 's Madel, vun Herrn Christus — und vun heil'gen Geiste, und vun a heil'gen zwölf Aposteln. Alle kannte die — man sullt's nich gleba — su a kleenes Dingla. Mir is ganz andersch zu Mute gewurn, wi 'ch 's Madel su darzahlen hierte — gerade wie ei dar Kircha. — Und sicke schiena Wurta sindt Se da — 's Christel — sicke schiena Wurta, ne ne! — Ich hoa iber se gesogt: Christel, bleib ack hier, oder nimm 'ch glei mitta. Aber als 'ch, und 'ch that nach er greifa, da war se furt — nischt ne gesahn und gehiert ho 'ch vun er mih."

In der Nacht darauf war die Alte selbst im Himmel gewesen, nicht im Traum, sondern, wie sie wiederholt versicherte, in Wirklichkeit. Sie gab Beschreibungen von der Erscheinung Gottes, des Heilandes, der Engel und der Seligen, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen.

Gerland wollte ihr anfangs Einhalt thun; es erschien ihm wie Blasphemie, wenn sie Gottvater selbst in ihrem Dialekte redend einführte, aber die Alte ließ sich nicht beirren. — Sie sei im Himmel gewesen, versicherte sie, und habe das alles mit eignen Augen gesehen und mit eignen Ohren gehört.

Schließlich ließ der Geistliche ihr gewähren; ja er lauschte ihren Berichten mit wachsendem Wohlgefallen.

So war es doch eigentlich das ideale: ein schlichtes Gemüt, dem nichts unglaublich war, das ohne Kritik die

biblische Legende wörtlich nahm. Ein einfach kindlicher Verstand, dem sein Gott nicht ein fernes, hinter Wolken der Metaphysik thronendes, kunstvoll konstruiertes Wesen bedeutete — der im lieben Gott vielmehr einen Mann in weißem Barte, einen guten Bekannten und liebevollen Vater sah. War ein solcher Seelenzustand nicht der wahre Boden für den Glauben? Wenn man dahin hätte zurückkehren können, zu diesem Gotte unserer Vorfahren, den die Theologie auf ein künstlich gezimmertes Postament von Dogmen und Symbolen gesetzt und damit dem Auge in fast unabsehbare Fernen gerückt hatte. — Und am Lager dieser alten Christin fühlte der gelahrte, mit Erfolg durch harte Examina geschrittene Pfarrer und Doctor licenciatus, wehmutsvolles Heimweh nach seinem Kinderglauben, den er im Religionsunterricht der Schule und den Vorlesungen der Universität eingebüßt. —

Auch der Teufel spielte in den Erzählungen der Alten eine große Rolle.

„Neilch wor der Biese bei mer, nächtens — ich hoe zun gesogt: ‚Hebe dich weg vun mir, Satan!‘ Sahn Se, das kunnt er ne vertrogen — do sak er glei, daß 'ch a Christenmensch wor, und ar machte daß ar furt kam, der Versucher. Se gleben mersch wuhl ne, Herr Paster? Ne, Se kenn mersch gleba — ich tu se nischt vurliega. Ich kenn' dan Biesen gar wuhl — der is mondchmal bei mer gewast, och schun frieher. — ich kenn 'n. Und mit dar Tonchen is o grade a su, zu der kimmt ar och, der Versucher. Neilch darzahlt 'ch 's dar, daß 'ch den Biesen gesahn hätte — „du, Tonchen,“ sogt 'ch, „hinte Nacht is ener bei mer gewast“ — sogt 'ch — „mit an feierruten Gesichte und an

Digitized by Google

zweezipplichten Barte." — Und do ward de Tonchen duch frogn: „Hatte dar och Beene wie a Ziegenbuck?" — „Ju ju!" sogt 'ch. „A feierrutes Gesicht, an zweezipplichten Bart und Beene wie a Ziegenbuck." „Dos is dar Versucher," sogt de Tonchen; „bei mir is dar och schun ofte gewast." Dernor wußt 'ch's doß ar dar och derschienen wor, dar Versucher." —

Als trete ihm ein Stück unverfälschten Mittelalters entgegen, so ward es Gerland zu Mute, als er die Alte so sprechen hörte.

Sollte er hier Aufklärungsversuche machen? — Wohl dem, der glauben konnte; es kam ja so wenig darauf an, was einer glaubte — das sah Gerland mehr und mehr ein — das wie war alles. Die Kraft, die Ursprünglichkeit, die Wärme des Glaubens, darin lag der unsichtbar geheimnisvolle Vorteil, den der Gläubige dem Zweifler gegenüber voraus hatte.

Der Geistliche störte die Alte nicht in ihren Berichten. Stumm saß er an ihrem Lager und ließ sich von ihr vorerzählen.

Ihr Leben war voll von Wundern gewesen. Einmal war ihr die Scheuerbürste abhanden gekommen, niemand wußte wo sie hin sei — sie nahm an, daß der Teufel seine Hand im Spiele gehabt habe — dann war die vermißte Bürste auf einmal des Abends zum Fenster hereingeflogen. Ein andermal waren im Garn auf dem Webstuhle eine Menge Knoten — wie von böswilligen Händen verfitzt — da hatte sie zum lieben Gott gebetet, und am nächsten Morgen war alles wieder in schönster Ordnung gewesen. Nachbarsleute aber wollten in derselben Nacht Licht in der

Digitized by Google

Stube gesehen haben — und doch hatte keine Lampe gebrannt.

So häufte sich Wunderbericht auf Wunderbericht. Gerland zweifelte nicht daran, daß sie von der Wahrhaftigkeit ihrer Erzählungen selbst völlig durchdrungen sei.

Was bedeutete es dieser Alten, daß sie auf halb verfaultem Stroh, in einer dunklen Kammer, geplagt von Schmerzen, dem Tode entgegenging. Sie hatte ihren Glauben; sie war der beruhigenden Zuversicht voll, daß im Jenseits Freuden ihrer warteten, die sie für alles, was sie hienieden entbehrt und gelitten, reichlich entschädigen würden. Ihr machte die „bange Grabesnacht“ keine Gedanken. —

Wer dereinst so sterben könnte, getrost und seiner Sache sicher, dachte der junge Geistliche bei sich. —

Dr. Herzner war inzwischen auf Gerlands Aufforderung hin von Färbersbach herüber gekommen und hatte die alte Frau aufgesucht. Er bestätigte die Vermutung des Geistlichen, daß die Kranke einem schnellen Ende entgegengehe.

Herzner speiste im Pfarrhause. Gerland hatte eine gewisse Vorliebe für den jungen Arzt. Anfangs hatte ihn zwar das derbe Wesen und der Cynismus des Mediziners abgestoßen, aber der natürliche Witz und die unverkennbare Tüchtigkeit des Mannes gewannen allmählich seine Sympathie.

Der Geistliche erkundigte sich bei dem Arzte, ob der alten Märzliebshanne durch irgend etwas — vielleicht durch starken Wein — Linderung zu schaffen sei. Herzner verzog den Mund zu einem kaustischen Lächeln. — Um den

Digitized by Google

Wein sei es schade, meinte er; in spätestens einer Woche sei es ja doch alle mit der Alten — Gerland möge ihn lieber selbst trinken.

„Sie sind überhaupt viel zu menschenfreundlich" meinte Herzner. „Lassen mich da extra von Färbersbach herüberkommen. — Ich muß Ihnen natürlich den Wagen und meine Zeit anrechnen — eine Masse Unkosten — und alles das für nichts und wieder nichts. Lassen Sie doch die alten Leute in Ruhe, wenn sie sterben wollen. — Was haben Sie eigentlich von Ihrer Philantropie?" —

„Darauf könnte ich Ihnen mit schönen Tiraden antworten, aber ich weiß, daß sie darüber lachen würden. Ich will Ihnen nur einen meiner Gründe nennen, und der ist selbstischer und sehr menschlicher Natur: das Wohlthun macht mir Vergnügen — beglückt mich."

„Nun meinetswegen! — Es giebt schließlich noch verrücktere Sports in der Welt, als den." —

Über Tisch blickte Herzner sein Gegenüber plötzlich mit den klugen Augen forschend von der Seite an: „Was ist denn eigentlich aus der hübschen Witwe geworden, die Sie damals hier hatten, als ich Sie behandelte?"

Der Geistliche ahnte, daß die Frage nicht harmlos sei und war auf seiner Hut. Mit dem Anschein ziemlicher Gleichgültigkeit gelang es ihm, zu antworten: „Sie meinen die Pastorin Menke. — Sie hat mich verlassen; ihr Gnadenhalbjahr war abgelaufen."

„Hm — wissen Sie, daß die betreffende Dame heiraten will, und das sehr bald?"

„Heiraten!" rief Gerland, und legte Messer und Gabel weg. „Wen denn?"

Digitized by Google

„Einen gewissen Wenzel."

„Wenzel!"

„Der soll ja hier bei Ihnen Kantor gewesen sein."

„Natürlich — ja. —"

Gerland machte keinen Versuch, seine Betroffenheit zu verbergen. Der Arzt lächelte als habe er seine Hintergedanken.

„Das junge Paar wird nach Färbersbach ziehen; sie haben dort bereits gemietet." —

Die Nachricht hatte einen peinlichen Beigeschmack für den Geistlichen.

Wenzel und die Witwe ein Paar. — Die beiden einzigen Feinde, deren er sich bewußt war, hatten sich gefunden, und in solcher Nähe von ihm würden sie sich niederlassen. — —

* * *

Am Abende desselben Tages erhielt Gerland einen Brief. Die Handschrift war ihm halb und halb bekannt; doch wußte er im Augenblicke nicht, auf wen er raten solle. Er entzifferte den Poststempel: „Annenbad". Also konnte nur Polani, oder Fröschel der Schreiber sein.

Als er das Kouvert aufgerissen, fielen ein paar eng beschriebene Briefbogen heraus. Die Unterschrift lautete: Moritz Fröschel.

Neugierig, was der Diakonus ihm zu sagen habe, begann Gerland zu lesen:

„Mein lieber Freund!

Ich habe mir ausgerechnet, daß Du meinen Brief morgen abend haben wirst. Wenn Du diese Zeilen in

der Hand hältst, bin ich nicht mehr am Leben. — Ich weiß, Du entsetzt Dich. — Laß es gut sein — der Entschluß ist gefaßt, nicht übereilt, sondern nach reiflichster Überlegung. — Als ich Dich neulich besuchte, war ich bereits im reinen damit. So gern hätte ich Dir einen Wink gegeben — aber, die Besorgnis, Du möchtest mir hindernd in den Arm fallen, hieß mich schweigen. — Man wird nach den Motiven meiner That forschen; ich sehe sie schon wittern und schnüffeln, die Herren Vorgesetzten und Amtsbrüder — wie sie über den Abtrünnigen zu Gerichte sitzen und sich blähen werden in moralischer Entrüstung — wie sie die Augen heuchlerisch verdrehen und ausrufen werden: ‚Sehet, so vergehet der Gottlose!‘ —

Die Motive meiner That! — wenn auch Du danach fragen solltest — so erinnere Dich unseres Gespräches von neulich, Gerland! — — Dies ist ja nur das natürliche Ende eines langen, fruchtlosen Kampfes — ich ziehe nur ein Fazit. Mir selbst erscheint das, was ich thue, so furchtbar einfach, so durchaus notwendig. Dir, in Deiner optimistischen Freude am Dasein mag das unverständlich, mag das wohl gar frivol klingen. — Ich kann Dir versichern, Gerland, mir ist sehr ernst zu Mute. Ich sehe keinen Ausweg — nach keiner Seite — höchstens den, das Leben leicht zu nehmen, und dazu ist mir die Anlage versagt. Wer könnte beschreiben, mit einem faßbaren Ausdrucke umgrenzen, was auf mir lastet! — Ich kann es nicht. Es ist mein von Grund aus verfehltes Dasein, das wie ein bergabeilender Stein unaufhaltsam dem Ende entgegenstürzt. Es ekelt mich, zu leben — und zehnfach ekelt es mich, als ein

Heuchler zu leben. Es ist schwer, es ist furchtbar schwer, die Rolle des Priesters zu agieren. Den Dummen spielen für Geld, das ist doch das erniedrigendste Handwerk, das es giebt. — Ich weiß, man kann mir viele und gerechte Vorwürfe machen: Warum ergriff ich den Beruf? Warum harrte ich so lange in ihm aus? Ja, warum that ich es? — Aus Schwäche, Schwäche, Schwäche! — — Ich will in dieser Stunde ihr nicht fluchen, die mir das Leben gab. — Wenn ich ihr doch den Schmerz, den Vorwurf ersparen könnte! Aber, ich weiß es, sie hat einen Tröster: ‚Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was er thut, das ist wohlgethan.‘ — Wer so sprechen kann mit aufrichtiger Seele, der wird auch noch über den Tod des abtrünnigen Kindes hinwegkommen. Ja, wenn man ihr das mit gutem Gewissen nachsprechen könnte! — Wie lieblich, wie bequem muß das Leben für die Kinder Gottes dahinfließen. Das, mein Freund, ist das Furchtbare für uns, die wir uns selbst ausgestoßen haben aus dem Lande, da Milch und Honig fließt — die Erinnerung, die geheime Sehnsucht, die wir stets nach dem Verlassenen bewahren. Wir verlorenen Söhne sind belastet mit dem Heimweh nach dem Vaterhause — belastet mit dem noch quälenderen Gefühle, daß wir unser bestes Teil verscherzt haben — leichtsinniger noch als Esau; denn, was tauschten wir ein für die gesicherten Güter des Glaubens und die Anwartschaft auf das ewige Heil? Ein Erkennen, das in einem **ignoramus** gipfelt, ein Sehen, das an dem dunklen Punkt im Auge scheitert, ein Forschen, das nach kurzem Wege überall an verschlossene Thüren führt — für Sicherheit Zweifel, für

Ruhe Unrast, für die süße kindliche Hoffnung der ewigen Seligkeit die bittere, kalte Trostlosigkeit des Nichts. Mag sein, daß spätere Zeiten diesen Widerspruch lösen mögen, — was nutzt das uns! Wir, die wir hineingestellt sind in dieses Zwielicht. Unglückliche Zwittergeschöpfe, aufgepäppelt mit all den Wärmemitteln der dualistischen Weltanschauung — angefüllt in jungen Jahren bis zum Platzen mit eudämonistischem Supranaturalismus. Und dann, wenn das Leben, der große Empiriker, all diese künstlichen Hüllen und Binden und Präservativs gegen den Unglauben von unserem also verweichlichten Geiste reißt, dann stehen wir da in bitter kalter Luft, für die wir nicht abgehärtet waren. Und dort, wo sich der Märchenbau der christlichen Mythologie erhob, steht die mechanische Weltanschauung — nüchtern und abstoßend für unser verwöhntes Auge. Und nichts — nichts ist da, um dieses kahle Brettergerüst zu verkleiden, nichts als Kompromisse. Davon freilich giebt es genug, in den unendlichsten Arten und Unterarten, mit prächtigen, großklingenden Namen — herrliche, in allen Farben schillernde Exemplare. Der eine will aus Vernunft die Offenbarung annehmen, der andere auf die Offenbarung hin zur Vernunft gelangen. Ein anderer hat sich zur doppelten Buchführung entschlossen, sammelt Erkenntnissätze und fromme Gefühle in getrennte Scheuern und schließt, wenn er von einer zur andern will, hübsch hinter sich ab. — Nein, diese Hinterthüren mag ich nicht! Für den Mystizismus sehe ich zu scharf, für den Materialismus fehlt mir der Leichtsinn, und dieses neueste Allheilmittel des religiösen Empirismus ist mir lächerlich.

Vom Erkennen so lange wegnehmen und dem Glauben zulegen, bis die Wage richtig spielt, daran hindert mich — wie soll ich es nennen — ein gewisser Ernst — ein Anstandsgefühl in meiner Natur, das mir angeboren sein muß, denn in theologischer Schulung habe ich es sicherlich nicht erlernt. —

Und so stehe ich denn thatsächlich an der äußersten Peripherie — dort, wo alle Wege in die Wüste enden — wo die Luft zum Atmen ausgeht. —

Wozu erzähle ich Dir alles das — wozu? Kein Mensch kann den andern verstehen. Wir sind allein — ganz allein, gerade dadurch, daß wir leben. Vereinigung mit dem Stoffe, aus dem wir stammen, das ist mir eigentlich, so lange ich denken kann, als das natürlichste erschienen, und nur mancherlei anerzogene und angewöhnte Lügen haben mich über dieses echte Gefühl hinweggetäuscht.

Über diesen Punkt habe ich einiges aufgesetzt, auch manches andere Blatt ist vorhanden. Ich habe das alles zusammengelegt, Du wirst das Packet in meinem Schreibtische finden, rechter Hand im oberen der kleinen Fächer. Bitte, nimm die Manuskripte an Dich, noch ehe andere unberufene Hände darüber geraten. Ich übergebe meinen schriftlichen Nachlaß Deinem Gewahrsam und Deiner Diskretion.

Meine Mutter ist verreist, ein Brief an sie liegt auf der Schreibtischplatte.

Leb' wohl! Du hast das Zeug dazu, auf dieser Welt relativ glücklich zu werden. Ich vertraute Dir darum

Digitized by Google

mehr als andern, weil Du, obgleich anders denkend als ich, doch nie einen Versuch gemacht hast, mich geistig zu beeinflussen. Leb' wohl!

Dein

Moritz Fröschel."

Digitized by Google

IX.

Gegen sieben Uhr abends hatte Gerland Fröschels Brief erhalten, um acht Uhr bereits saß er im Wagen des Gärtnergewendbauers — die Fahrt ging nach Annenbad.

Der Geistliche befand sich in einer Aufregung sondergleichen; die Gedanken wogten wild, wie sein fieberisch erregtes Blut. Tausenderlei drängte sich gleichzeitig von allen Seiten zu — Gleichgültiges und Banales eingemengt in ernsteste Erwägungen. Und gerade der Kontrast zwischen den albernen Fratzen seiner Phantasie und dem furchtbaren Ernste des Ereignisses hatte etwas unheimlich Beängstigendes.

Ein Gedanke hob sich wie ein schreckliches Haupt aus der tobenden See seiner Gefühle: wie würde er Fröschel finden — hatte er seinen Entschluß wahr gemacht?

Im Innersten hegte Gerland die Überzeugung, daß er zu spät komme. Wer einen solchen Brief geschrieben, der hatte auch nicht gezaudert, auf das Wort die That folgen zu lassen.

Er versuchte es, sich den Freund zu vergegenwärtigen.

Digitized by Google

Und mit einem Male stand der kleine Diakonus vor ihm mit dem kränklich müden Ausdrucke in seinem Knabengesichte. Wie mochte dieses Gesicht jetzt aussehen?

Der entsetzliche Gedanke beherrschte ihn ganz. — Ob er's mit Gift — mit der Pistole — ausgeführt, oder gar! — — Eine häßliche Neugier hielt ihn in ihrem dämonischen Banne. —

Tief über das Geschehnis in seiner ganzen Bedeutung nachzudenken, dazu war Gerland bisher gar nicht gekommen. Wie ein Schlag hatte es ihn getroffen, betäubend; zur Empfindung wirklichen Schmerzes war er noch viel zu zerfahren. Er war selbst entsetzt über die läppischen Gedanken, die ihn im Angesichte solchen Ereignisses überkamen.

Einmal versuchte er zu beten; aber eine Welle fremdartiger Gefühle wusch diesen Versuch hinweg. Dann zog er Fröschels Brief wieder hervor, seine Aufmerksamkeit zwingend, las er das Schreiben von neuem — versuchte in den geheimsten Sinn jedes einzelnen Satzes einzudringen.

Als er geendet, war er hoffnungslos; er wußte es jetzt bestimmt, er konnte nur einen Toten finden. So furchtbar der Gedanke war, Gerland fing bereits an, sich an ihn zu gewöhnen, ja mit ihm als einer Thatsache zu rechnen.

Aufsehen würde dieser Fall machen — außerordentliches Aufsehen — der Selbstmord eines Geistlichen. Was für Vermutungen und Kontroversen — wieviel müßiges Gerede und Geschreibe, würde sich an dieses Ereignis knüpfen. —

Daß Fröschel ihm seinen schriftlichen Nachlaß übertragen, erfüllte Gerland im geheimen doch mit Stolz. Zugleich

war er im höchsten Grade auf den Inhalt dieses Nachlasses gespannt.

Ob die Mutter schon wußte, was sich ereignet hatte — und wie würde sie es ertragen?

Und als er sich den Schmerz dieser Mutter um solch einen Sohn vergegenwärtigte, wurde dem Geistlichen mit einem Male die Größe des Verlustes klar, den auch er erlitten hatte. —

Die Pferde waren gut gelaufen; der Bauernknecht hatte, aus Ersparnisrücksichten, oder weil es ihn kitzelte, eine behördliche Verordnung zu übertreten, keine Laterne angezündet. Im Walde war es dunkel, wie im Keller, aber die Pferde fanden ihren Weg.

Endlich war der Wald zu Ende, im Thale blitzten lichte Punkte auf — Annenbad. Bald hielt der Wagen vor dem Diakonat an.

Gerland musterte die Front des Hauses — durch verschlossene Läden blitzte ein Lichtstreif. Er zog an der Hausklingel — seine Nerven waren so erregt, daß ihn der bloße Klang erzittern machte. Lange mußte er warten, dann öffnete ein weibliches Wesen mit mürrischem Gesichte.

Die Frage, die ihm in diesem Augenblicke auf den Lippen lag, wagte Gerland nicht zu stellen. Er fragte: „Sind schon Leute gekommen?"

Die Frau war offenbar aus dem Schlafe gestört; ärgerlich gab sie zur Antwort, es wären Herren oben.

Gerland stolperte die dunkle Stiege hinauf und klingelte zaghaft an der Vorzimmerthür. Sein Blut hämmerte so heftig, daß er die einzelnen Schläge zu hören vermeinte.

Polani war's, der ihm öffnete.

Digitized by Google

„Wie steht 's?“ fragte Gerland, noch in der Thür.

„Hoffnungslos! — Der Arzt hat ihn aufgegeben.“

Die Thür zum Wohnzimmer war offen geblieben. Gerland sah einen Mann in Hemdsärmeln; ohne zu fragen, nahm er an, daß es der Arzt sei. — Sich weiter umblickend, erkannte er im Hintergrunde des Zimmers, auf dem Sofa ausgestreckt, eine Gestalt — halbzugedeckt.

Gerland trat näher — zagend — kaum wagte er hinzublicken. — Der Kopf schien unversehrt, die Züge geisterhaft bleich und gedehnt, wie bei einem Toten.

„Er lebt noch?“ fragte Gerland. Der Arzt, ein älterer, graubärtiger Mann, nickte.

„Wie —“ Gerland stockte — er wußte nicht, auf welche Weise er das ausdrücken sollte. „Wie — hat er's denn ausgeführt?“ fragte er schließlich.

„Mit dem Revolver,“ erwiderte der Arzt. „Zweimal in die Brust — der eine Schuß ungefährlich — wahrscheinlich der erste, der andere durch die Lunge. Innere Verblutung! — Noch in dieser Nacht wird 's zu Ende sein.“

Gerland war tief erschüttert. Merkwürdigerweise rührte ihn am meisten der Gedanke, daß Fröschel gerade in diesem Zimmer sein Ende gefunden. Gerlands Blick suchte die frommen Bilder an der Wand; dort hingen sie: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt, schauten mit ernsten Augen herab auf den Sterbenden. Zu seinen Häupten erhob sich das große schwarze Ebenholzkruzifix mit dem weißen Elfenbeinkorpus. Welch ein Kontrast! — Gerland entsann sich des Gespräches, das er mit Fröschel in eben diesem Zimmer gehabt, und jener anderen ernsten Ausein=

anderſetzung mit der Mutter. Bei dieſen Erinnerungen übermannte ihn die Rührung; er ging in eine Ecke des Zimmers und weinte ſich aus. —

Jemand trat hinter ihn; eine Hand legte ſich auf ſeine Schulter — es war Polani. Er ergriff Gerlands Hand und drückte ſie. Mit einem Blick gen Himmel meinte Polani: „Es iſt ſehr traurig, lieber Gerland — ſehr traurig."

„Iſt denn die Mutter unterrichtet?"

„Ich habe telegraphiert, daß er gefährlich erkrankt ſei. Die ganze Wahrheit konnte ich ihr doch nicht mitteilen. — Ich fürchte, die Frau wird das nicht überleben. Es iſt traurig — tief traurig! — Übrigens eine Frage, lieber Gerland: auf welchem Wege haben Sie denn eigentlich davon erfahren?"

„Er hat an mich geſchrieben."

„Wer?"

„Nun — Fröſchel."

„Ah! — das iſt ja intereſſant! — Wann denn?"

„Der Brief datiert von geſtern; ich erhielt ihn heute abend, und fuhr ſofort hierher."

„Und — da hat er ihnen wohl Mitteilung gemacht — in dem Briefe — von ſeiner Abſicht?" —

„Jawohl!"

„Haben Sie den Brief bei ſich, Gerland?"

„Allerdings!"

„Darf ich ihn leſen?"

Gerland zog das Schreiben hervor und reichte es dem Amtsbruder.

Während Polani in den Brief vertieft ſtand, trat Ger=

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

land zu dem Arzte. „Ist er bei Bewußtsein?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Nein!“ war die Antwort.

„Glauben Sie, daß er viel gelitten hat, Herr Doktor?“

„Während der ersten Stunden jedenfalls.“

„Wann hat er 's denn gethan?“

„Am frühen Morgen wahrscheinlich. Gefunden worden ist er erst im Laufe des Nachmittags. Das Quartier war leer, niemand hatte die Schüsse gehört. Mir ist erst vor einigen Stunden die Meldung zugekommen — ich bin nämlich der Kreisphysikus — sofort kam ich herüber. Ein hiesiger Kollege hatte bereits die Kugel entfernt, sie saß im Rücken unter der Haut. Aber es ist alles umsonst; der Blutverlust, während der Stunden, wo er hier gelegen, ist zu groß gewesen.“

„Ist er seitdem noch einmal zu vollem Bewußtsein gekommen?“

„Ja wohl — vorhin während der Operation — so sagte mir der Kollege.“

„Der Arzt widmete sich jetzt wieder dem Kranken, maß den Puls und sah nach den Bandagen.

Unter den Händen des Doktors schlug Fröschel plötzlich die Augen auf, groß und glänzend. Gerland stellte sich so auf, daß er in das Gesichtsfeld des Liegenden kam; aber Fröschel schien ihn nicht zu erkennen, wenigstens deutete keine Veränderung der Mienen darauf.

„Darf ich ihn anreden?“ wandte sich Gerland flüsternd an den Arzt.

„Immerzu! — Aber es wird keinen Erfolg haben.“

Gerland rief einigemale den Namen des Freundes mit

Digitized by Google

deutlicher Stimme. Der starre Gesichtsausdruck blieb unverändert — und dabei diese glänzenden Augen mit dem eigentümlich durchdringenden tiefen Blicke — ein unheimliches Phänomen.

Der Arzt bereitete eine Eiskompresse für die Stirn vor und legte sie auf, dann nahm er den Schirm von der Lampe, der bis dahin das Licht gedämpft hatte, und ließ den vollen blendenden Strahl dem Liegenden in die Augen fallen.

Jetzt schlossen sich die Augenlider, zwinkernd, und öffneten sich wieder. Durch die Muskeln um Mund und Nase ging ein Zittern, die Finger begannen zu spielen. Es war klar, das Bewußtsein begann sich einzustellen.

Gerland erneuerte seine Versuche, des Sterbenden Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach längerer Zeit schien sich etwas wie Verständnis in den Zügen zu regen. Der Mund öffnete sich, aber ein Ton kam nicht hervor. In der Kehle arbeitete es, wie man deutlich am Muskelspiel des Kehlkopfes erkennen konnte. Der Sterbende machte Anstrengungen zu sprechen. Die Nasenlöcher vibrierten, die Augäpfel schienen herausdrängen zu wollen.

Gerland trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Freund. Dann sagte er, jede Silbe betonend: „Ich bin 's, lieber Fröschel, dein Freund Gerland aus Breitendorf. — Verstehst du mich?“ — Gerland wartete. Etwas wie Verständnis glaubte er aus den Mienen des Liegenden herauslesen zu können. Er fuhr fort: „Hast du noch irgend was auf den Herzen — einen Wunsch — lieber Freund?“

Weiter kam Gerland nicht, denn jetzt bereitete sich offen-

Digitized by Google

bar etwas Außerordentliches in dem Zustande des Sterbenden vor; die Augen verdrehten sich, die Hand krampfte in die Decken, die Gesichtszüge verzerrten sich, wie in furchtbarstem Schmerze.

„Helfen Sie stützen!" rief der Arzt, und schob dem Sterbenden den Arm unter den Rücken. Gerland griff zu. Ein paar mal hob und senkte sich Fröschels Brust; ein Röcheln, scharf wie ein Rasseln, drang aus dem weit geöffneten Munde, dann ein Ruck durch den ganzen Körper — und ein dunkler Strahl schoß ihm aus dem Munde, so daß Gerland entsetzt einen Schritt zurücksprang. — Eine zweite und eine dritte Ergießung erfolgten. Dann sank der Körper zurück, schlaff, ganz besudelt mit Blut, die Züge entstellt, die Augen weit offen, mit verdrehten Pupillen ins Leere starrend.

„Das ist der exitus" sagte der Arzt, zog den Arm unter dem zusammengebrochenen Körper hervor und erhob sich.

Gerland stand bebend. — In so entsetzlicher Gestalt war ihm der Tod noch nie in den Weg getreten. Der jammervolle Anblick schnitt ihm ins Herz, und doch war er wie gebannt; er konnte das Auge nicht von der entstellten Masse wenden.

Der Arzt hatte die Hand des liegenden Körpers ergriffen; wie es schien, forschte er noch einmal nach dem Pulsschlage. Gerland hing an den Zügen des Mannes, die nichts als sachliches Interesse wiederspiegelten.

Nach einiger Zeit legte der Arzt die Hand auf die Brust zurück, mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt.

Digitized by Google

„Es ist aus!“ sagte er, sich zu den beiden Geistlichen wendend.

„Tot?“ fragte Polani.

Jener nickte und machte sich darüber seine Kleidung zu reinigen.

Gerland stand wie betäubt. Wie aus weiter Ferne klangen die Worte Polanis, der dicht neben ihm stand, an sein Ohr: „Kommen Sie, Gerland — wir wollen ihm die Augen zudrücken.“

Er überließ es dem anderen, diesen letzten Liebesdienst vorzunehmen — er selbst war wie in Träumen. — Wie ein Traum erschien es ihm auch, daß Polani an der Leiche niederkniete. Jetzt beten! — Das hätte für ihn gar keinen Sinn gehabt.

Der Arzt rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte seine Sachen zusammengepackt und erklärte, daß er nach der Kreisstadt zurückwolle. Es sei bereits ein Uhr vorüber, meinte er, nach der Uhr sehend; dann warf er noch ein weißes Tuch über die Leiche und entfernte sich.

Polani und Gerland blieben allein bei dem Toten zurück.

Eine Zeit lang schwiegen beide, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

„Die Sache wird sehr viel unliebsames Aufsehen machen,“ stieß Polani plötzlich hervor.

Gerlands Gedanken hatten sich in ganz anderen Sphären bewegt; geradezu unzart erschien ihm eine solche Bemerkung in diesem Augenblicke.

„Sehr unliebsames Aufsehen wird die Sache machen,“ wiederholte Polani. „Man wird mir vorwerfen, ich hätte

Digitized by Google

es als erster Geistlicher an der gehörigen Wachsamkeit fehlen lassen, man wird sagen, ich hätte das voraussehen müssen. Aber ich bitte einen Menschen! Wer konnte denn so etwas ahnen! Daß er nicht positiv, ja daß er ziemlich frei sei in seinen Anschauungen, das wußte man ja. Und ich habe mir's keine Mühe verdrießen lassen, ihn auf den rechten Weg zu führen — im Vereine mit seiner Mutter — dafür habe ich Zeugen. Sie müssen das auch wissen, Gerland. — Wer konnte — wer durfte denn vermuten, daß er 's soweit treiben werde!" —

Polani seufzte.

Gerland vermochte kein Mitleid mit dem andern aufzubringen. Ja, er konnte sich nicht helfen; Polani war ihm in diesem Augenblicke widerlich — im Angesichte eines solchen Falles brachte es der Mann zuwege, derartig kleinliche und selbstisch gefärbte Erwägungen anzustellen.

„Rätselhaft bleibt die Sache doch!" fuhr Polani fort, nichtsahnend von den Empfindungen, die er in dem anderen wachgerufen. „Der Brief an Sie, Gerland, nimmt auf Gespräche Bezug, die Sie zusammen geführt. — Hat er Ihnen denn jemals Andeutungen gemacht über sein Vorhaben?" —

„Hätte er es doch gethan! — Er läge vielleicht jetzt nicht hier." —

„Und die Manuskripte, von denen er spricht. — Wollen Sie denn nicht nach denen sehen, lieber Gerland? Vielleicht könnten die uns Aufschluß geben über seine eigentlichen Beweggründe." —

Die Manuskripte! — Gerland hatte in der Erregung

Digitized by Google

der letzten Stunden den letzten Auftrag seines Freundes gänzlich vergessen.

Der Schreibtisch war bald entdeckt, nebenan im Arbeitszimmer des Diakonus.

Vor diesem Schreibtische sitzend, schien Fröschel die That ausgeführt zu haben. Man hatte ihn am Boden neben dem Stuhle zusammengekauert aufgefunden. Auf der Platte lag ein versiegelter Brief: „Nur von meiner Mutter zu eröffnen!" — stand darauf geschrieben.

In dem obersten Fache der rechten Seite — genau wie es der Tode geschrieben — fanden sie die Manuskripte. Eine Anzahl dünner Hefte und loser Bogen in einem Umschlage zusammengeschnürt.

Gerland nahm das Packet an sich und versenkte es in seine Tasche.

„Heben Sie die Blätter gut auf, Gerland!" meinte Polani. „Das können wichtige Dokumente werden." —

* * *

Polani war gegangen. Gerland hatte ihm noch die Treppe hinab geleuchtet, dann kehrte er in das Zimmer zurück.

Endlich allein mit der Leiche des Freundes! —

Er konnte es sich nicht versagen, das Tuch abermals von dem Körper zu heben. Einige Blutspuren verdarben ihm den Anblick. Suchend blickte er im Zimmer umher; Wasser und Schwamm waren zur Hand, und so machte er sich denn daran, das Gesicht zu reinigen. Dann breitete

Digitized by Google

er das Tuch nur so weit wieder über den Körper, daß der Kopf unverhüllt blieb.

Gerland versenkte sich ganz in den Anblick dieser Züge; die Spuren des Schmerzes waren bereits daraus gewichen. Der Anblick war friedlich. Das Gesicht hatte den Ausdruck kindlicher Zufriedenheit angenommen, der den Charakter des Verstorbenen doch so fremd gewesen. —

Der Geistliche kniete nieder. Anfangs sprach er angelernte Formeln, wie sie ihm aus seiner Praxis an Sterbebetten und Todtenlagern im Gedächtnisse waren — allmählich aber nahm sein Gebet einen höheren Schwung an; bis es in eine Ansprache an den Toten selbst überging.

Wie zu einem Gegenwärtigen sprach er. Den Blick voll Innigkeit auf diese friedlichen Züge gerichtet, die nur von leichtem Schlummer umfangen schienen.

„Lieber Freund,“ sagte er, „du bist nun gegangen. Mich allein fandest du würdig, dein Geheimnis zu erfahren; du wußtest wohl, daß ich fähig sei, dich zu verstehen. Du ahntest vielleicht, daß mich ähnliche Zweifel martern, wie sie dich in den Tod getrieben haben. Wenn du jetzt ein Geist bist — wenn etwas mehr von dir geblieben ist, als das, was hier liegt — seiest du wo du seiest, und in welcher Form und Gestalt du auch seiest — gieb mir ein Zeichen! — Teile dich mir mit — verrate mir, auf irgend einem Wege, das was du weißt, damit ich nicht in dieser Finsternis weiter tappen muß, in der wir hier gelassen sind. — Bei unserer Freundschaft beschwöre ich dich, gieb mir ein Zeichen!“ —

Hier hielt er inne: die Anstrengung, die er gemacht,

Digitized by Google

war eine außerordentliche. Seine Seele hatte er ausgeschickt, um die des Freundes zu suchen. Für Augenblicke gab er sich der Empfindung hin, jener müsse ihn gehört haben — müsse sich ihm mitteilen.

Eine Erscheinung würde ihn nicht erstaunt haben — sein Auge, sein Ohr wartete auf irgend eine außerordentliche Enthüllung.

Alles blieb stumm. Das Gesicht des Toten lag unbewegt in freundlich starrer Ruhe. —

Gerland kam zurück aus seiner Extase zur Nüchternheit. Die Wellen des Empfindens ebbten ruhiger. —

Es gab keine Brücke nach jener unbekannten Welt. Wir besaßen keine Organe, um uns mit der großen Sphynx des Jenseits zu verständigen.

Die heilige Schrift überlieferte zwar allerhand Wunderberichte: die Auferweckung Toter — die Wiederkunft des Heilandes — und die große Verheißung der Auferstehung alles Fleisches.

Lauter herrliche Worte. Trost und Labsal für den, der sie glaubte.

Und hier lag das große Dilemma; glauben mußte man können. — Diese wunderbaren Verheißungen versanken wie die Herrlichkeit einer Märchenwelt für den Zweifler. Glauben, — oder ohne diese süße Musik mit dem Leben fertig werden, das war die Alternative.

Und in diesem Konflikte war der Tote zu Grunde gegangen. —

Gerland erhob sich, er zog das Packet hervor und löste den Faden. Und beim Scheine der Lampe, die das

Digitized by Google

Gesicht des Toten geisterhaft beschien, las er Bekenntnis um Bekenntnis, das jener dem Papiere anvertraut hatte. —

Und da ward es ihm wahrhaftig, als dränge eine Stimme von jenseits des Grabes zu ihm herüber. —

Digitized by Google

X.

Der Morgen war heraufgekommen: durch die herabgelassenen Vorhänge drängte sich fahles Licht in das Zimmer; Gerland löschte die Lampe aus.

Er war übernächtig. Das Zimmer mit seiner lieblosen Unordnung, welche die Ärzte hinterlassen, machte in der blassen Beleuchtung des anbrechenden Tages einen unendlich trostlosen Eindruck.

Die Leiche hatte er jetzt wieder ganz zugedeckt; er wollte nicht Zeuge der unausbleiblichen Veränderung sein, die mit diesen Zügen bald vor sich gehen mußte.

Seine Uhr hatte er nicht aufgezogen; sie war gegen vier Uhr stehen geblieben. Er ahnte nicht, wie spät es sei. Endlich wurde Leben im Hause, das beruhigte ihn; Gerland sehnte sich danach, menschliche Gesichter zu sehen, nach dieser Nacht.

Aus dem Hausflur tönten Stimmen herauf, Thüren gingen, bald ertönten auch Schritte auf der Treppe und im Vorzimmer. Der Lokalarzt und die Leichenfrau traten auf.

Nach kurzer Verständigung überließ sie Gerland ihren Geschäften; er wollte an die frische Luft gehen.

Digitized by Google

In der Küche war Leben. Der aromatische Geruch gebrannten Kaffees traf den Vorüberschreitenden, das wirkte anreizend auf seinen Appetit; er dachte daran, daß er am Abende vorher nichts genossen habe, und bat die Aufwartung um etwas Frühstück. Die Person erkannte ihn, hielt es für nötig einige Male die Schürze an die Augen zu führen, und fragte dann, ob der Herr Pfarrer wisse, wann Frau Oberlehrer zurückkommen werde. Gerland konnte ihr bloß mitteilen, was er darüber während der Nacht von Polani erfahren hatte.

Er überließ die Person ihren Jeremiaden und begab sich durch die hintere Hausthür in den kleinen an das Diakonat anstoßenden Garten. Frische Morgenluft umfächelte sein unbedecktes Haupt. Er blickte nach dem Himmel aus; es versprach ein schöner Tag zu werden. Hier in geschützter Lage sproßten wahrhaftig schon die ersten Frühlingsblumen: Anemonen, Schneeglöckchen, Leberblümchen, Krokus — in kleinen Buchsbaum umsäumten Quartieren. Harmlos zutraulich streckten sie ihre jungen Köpfchen der aufsteigenden Sonne entgegen. —

Gerlands Gedanken waren bei der Mutter des Toten, deren Ankunft er jeden Augenblick erwarten durfte.

„Sie wird das nicht überleben," hatte Polani gesagt. Auch Gerland vermochte sich keine Vorstellung zu machen, wie sie den Schlag ertragen würde. Der einzige Sohn — und welch ein Sohn — durch Selbstmord geendet! — Sie liebte ihr Kind, und die Liebe hatte in diesem selbstbewußten herrischen Charakter eine ganz besondere verhängnisvolle Form angenommen; unterjochen hatte sie ihn wollen — Vernunft und Willen des Sohnes in Bahnen

Digitized by Google

zwingen, die ihr als die rechten erschienen. Bei Hunderten wäre ihr das gelungen, aber nicht bei ihm, der selbst zuviel von ihrer geistigen Selbständigkeit geerbt hatte; und der mit dem freieren, rücksichtsloseren Verstande des Mannes die letzte Schranke bald überflog, vor der die weibliche Zahmheit anbetend Halt macht.

Von dem frühzeitig verstorbenen Vater hatte der Knabe die traurige Mitgift eines zweifelnden, unzufriedenen, grübelnden Sinnes ins Leben mitbekommen. Mit Stumpf und Stiel wollte die thatkräftige Mutter die skeptische Anlage, die ihrer orthodoxen Gesinnung ein Gräuel war, bei dem Kinde ausrotten — sie wollte den Zweifel von vornherein abschnüren, daß er gar nicht erst in das junge Reis dringen könne — und darum hatte sie den Sohn der Kirche dargebracht. Der Priestertalar, meinte sie sei der beste Schutz gegen die Versuchungen moderner Häresie. Sie ahnte nicht, daß sie dadurch den Feuerbrand zur Pulvermine heranbringe. — In der erzwungenen Beschäftigung mit dem Supranaturalistischen und Mystischen, für das seiner Natur die Organe fehlten, wurde aus religiöser Gleichgültigkeit Haß gegen die Religion, in der er nur eine Fessel erblicken konnte. Ein Blick hinter die Koulissen der Dogmatik machte ihn vollends zum Ketzer. Sein nüchterner scharfer Verstand, gereizt durch den Schematismus einer gemüts- und gedankenlosen Theologie erhob sich zum Widerspruch — und bald war das fadenscheinige Gewebe von der scharfen Säure durchäzt und zerlöchert. — Aber nicht bei Vernichtung der Hülle blieb er stehen, mit ihr zerstörte er den in der Tiefe verborgenen edlen Kern — verlor in diesem Prozesse Glauben — Hoffnung — Lebensfreude.

Digitized by Google

Und die Mutter stand dabei, wollte löschen, und merkte nicht, daß sie statt Wassers Öl in die Flammen gieße.

Mit allen Mitteln, die nur der anschlägige Kopf einer Frau ersinnen kann, suchte sie den Sohn an das zu fesseln, was in ihren Augen das Heil war. Sie vertuschte, stützte, linderte — denn die Fesseln des verhaßten Berufes, in den sie ihn gezwängt, wurden immer drückender, schnürten ihm immer tiefer ins Fleisch. — Er fühlte sich entmannt, geschändet, entwürdigt im Joch erniedrigender Heuchelei, unter das ihn jede Handlung seines Amtes zwang. Und die Mutter sah es mit an, wie sich der Sohn prostituierte, wie er verzweifelt an den Ketten riß — und sie betete, pries ihren Gott und hoffte — züchtete in verzücktem Eifer den Widerspruch größer und größer, an dem der Sohn zu Grunde gehen mußte. Lüge glaubte sie in Wahrheit, Heuchelei in Wahrhaftigkeit umwandeln zu können, durch den guten Zweck. — Zu solchem Jesuitismus würdigte die fanatische Protestantin ihre Überzeugung herab; sie pochte auf ihre evangelische Gesinnung und vergaß der vornehmsten evangelischen Tugenden: der Gerechtigkeit und der Freiheit. Sie übersah, daß sich Glaube nicht erzwingen läßt, und daß Liebe nicht in Tyrannei ausarten soll — daß man die Denkfreiheit eines jeden, und stünde er uns noch so nahe, respektieren muß.

In ihrer Verblendung hatte diese Mutter geglaubt, den Sohn zur Seligkeit hinanzuführen, und sie hatte ihn hineingetrieben in die Verzweiflung, welche ihn das Nichtsein einem Leben voll Selbstverachtung vorziehen ließ. —

Wie eine Gerichtete — so wollte es Gerland erscheinen — würde die Mutter vor der Leiche des Sohnes stehen. —

Digitized by Google

Die nahe Kirchenuhr verkündete ihm, daß es acht Uhr sei. Der Geistliche begab sich ins Haus zurück und nahm sein Frühstück ein.

Ein Wagen rollte vor. Gerland eilte ans Fenster; es war die Mutter. — In diesem Augenblicke fiel es ihm mit Zentnerschwere auf die Seele — sie wußte das Schlimmste ja noch gar nicht. — Polanis Telegramm hatte ihr nur von einer schweren Erkrankung des Sohnes berichtet. — Wer sollte der unglücklichen Frau die ganze schreckliche Wahrheit beibringen?

Gerland konnte über diese Frage nicht lange im Zweifel sein — Das war sein Amt.

Er eilte, so schnell ihn die Füße trugen, die Treppe hinab, um dem Dienstmädchen, dessen klagende Stimme er bereits im Hause vernahm, zuvorzukommen. Atemlos stand er im Augenblick darauf der Matrone gegenüber.

Die Frau mußte Böses ahnen. Nichts von der ihr sonst eigentümlichen überlegenen Sicherheit war in ihrem Wesen zu finden.

„Wie steht's — wie steht's!“ fragte sie hastig, mit verängsteter Miene.

Eine Thür im Parterre öffnete sich; eine Anzahl weiblicher Personen, die Gerland nicht kannte, drängten sich herbei. Ein sinnloses Klagen, Schluchzen und Durcheinanderreden begann. — Der Geistliche schob die heulenden Weiber beiseite und bot der Matrone seinen Arm. „Kommen Sie mit mir, Frau Oberlehrer!“ —

„Herr Pfarrer — Herr Pfarrer Gerland!“ — brachte sie nur hervor. —

Er führte sie die Treppe hinan. Oben angekommen,

Digitized by Google

sah er sie wanken; schnell öffnete er das Vorzimmer und ließ sie niedersitzen. In das Zimmer durfte sie unvorbereitet um keinen Preis.

„Ich muß Sie auf das schlimmste vorbereiten“ — begann er, und verfing sich in Redensarten, die in ihrer Gesuchtheit dieses schlimmste nur allzu deutlich durchblicken ließen.

„Er ist tot!“ sagte sie tonlos — so, daß es geradezu ruhig klang.

Gerland schwieg. Sie senkte das Haupt und verharrte eine Weile so — nur an dem Zittern, das ihren ganzen Körper konvulsivisch bewegte, erkannte er den Grad ihrer inneren Bewegung. Dann warf sie den Kopf plötzlich zurück — mit hilfeflehenden verstörten Blicken, den Mund geöffnet, das Kinn krampfartig bewegend, als wolle sie sprechen — die Augen ohne Thränen.

Der Anblick schnitt ins Herz. — Und dabei wußte sie das schrecklichste noch immer nicht: die Todesart! —

Oder ahnte sie etwas davon? — Das Entsetzen in ihren Zügen — die Beängstigung, die sie keine Worte finden ließ, deuteten darauf hin.

„Aber — Moritz war ja gar nicht krank, als ich fortging.“

„Ihr Sohn — Frau Oberlehrer — ist — ist nicht eines natürlichen Todes gestorben.“ —

Sie packte seinen Arm und preßte ihn mit solcher Gewalt, daß er heftigen Schmerz empfand.

„Selbst — selbst“ — mehr brachte sie nicht hervor.

Gerland nickte und wandte das Gesicht ab. — Alles blieb still. — Als er wieder nach ihr hinblickte, erschreckte

Digitized by Google

ihn ihr Ausdruck: ein leerer, irrender Blick — starre, wie im Schrecken versteinte Züge. — Er fürchtete einen Augenblick für ihren Verstand.

„Frau Oberlehrer — aber, Frau Oberlehrer —“

Einige unartikulierte Töne wurden laut. Sie schnappte nach Luft — machte den Versuch aufzustehen. Ihr Blick war nach der Thür des Wohnzimmers gerichtet; dorthin wollte sie. — Aber sie kam nicht weit — knickte ein — Gerland sprang hinzu, schob ihr den Stuhl unter, dann lief er selbst in das Zimmer und rief die Leichenfrau.

Von unten kam auch das Mädchen jetzt herbei — man war um die unglückliche Mutter bemüht. Die Frauen schafften die Ohnmächtige in ihr Schlafgemach. —

* * *

Die Kunde von dem außergewöhnlichen Ereignisse mußte sich schnell verbreitet haben. Die verschiedensten Leute kamen, Neugierige aller Art — bald war das Diakonat wie ein Bienenschwarm.

Auch die offiziellen Persönlichkeiten traten auf; der Bürgermeister, der Amtsrichter, der Superintendent in Begleitung Polanis.

Ein eleganter Viktoria fuhr rasselnd vor: Graf Mahdem, der neugebackene Landrat des Kreises.

Es war ein Zusammenlauf profaner und geistlicher Personen, wie ihn das kleine Haus wohl noch nicht erlebt haben mochte. — Unendlich viel wurde argumentiert, debattiert, Müßiges gefragt und Unnützes geschwätzt. — Der Fall werde sehr viel unliebsames Aufsehen erregen, das war

Digitized by Google

das Wort, welches, wie eine gegebene Parole, von Mund zu Mund ging. —

Aus den benachbarten Ortschaften kamen eine Anzahl Geistlicher herbei, zu denen das Außerordentliche gerüchtweise gedrungen war. Mit bestürzt neugierigen Mienen traten die Herren auf. „Weshalb hat er sich denn erschossen?" war die Frage, auf die jeder zuerst Antwort haben wollte. — „Religöser Zweifel halber!" — hieß es. Verdutzte Gesichter, beunruhigtes Durcheinanderflüstern — scheue Blicke nach der Leiche, die inzwischen aufgebahrt worden war.

Es wurde viel getuschelt und mit den Köpfen geschüttelt. — Gerland erkannte darin die Amtsbrüder wieder; „Religöse Zweifel!" welchen Ausdruck naiven Staunens zeigten ihre Mienen bei dem Worte; ein Staunnen, in dem so viel heuchlerische Anmaßung lag. „Religiöse Zweifel!" und darum Selbstmord! — Eine unbegreifliche Dummheit in ihren Augen. — Gott, Zweifel kamen ihnen ja auch hin und wieder; aber die Sache so ernst zu nehmen — so auf die Spitze zu treiben — bis zum Selbstmord — unbegreiflich! —

Auch der katholische Ortsgeistliche erschien; ein großer starker Mann mit einer soliden Bauernphysiognomie und der selbstbewußten Würde im Wesen, welche Rom den niedrigsten seiner Diener verleiht.

Er trat nahe an die Leiche heran, machte fast unmerklich das Zeichen des Kreuzes und murmelte ein kurzes Gebet. Ernst ruhte sein Blick auf dem Angesicht des Toten; doch besaß er Haltung genug, um sich äußerlich kein Zeichen des Triumphes anmerken zu lassen. Die Schar der evangelischen Kollegen beobachtete den Fremdling, voll nervöser

Digitized by Google

Unruhe; mit einen leichten Neigen des Kopfes nach den Klerikern hin, entfernte sich der Mann, würdevoll schweigend, wie er gekommen war. —

In einer Ecke des Zimmers standen die wichtigen Persönlichkeiten bei einander: der Superintendent, Polani und die Vertreter der weltlichen Behörden. Mit gewichtigen Mienen besprachen sie den Fall und seine möglichen Folgen. —

Gerlands größte Sorge war immer noch, wie es der Mutter gehen möge; der Arzt war inzwischen bei ihr gewesen. Es hieß, sie habe sich von ihrem Anfalle erholt, sei aber noch sehr schwach und weine viel. Später brachte das Dienstmädchen die Kunde, Frau Oberlehrer wünsche den Herrn Pfarrer Polani zu sprechen. Polani leistete dem Rufe ungesäumt Folge. —

Die Offiziellen blieben noch länger in lebhafter Diskussion bei einander stehen; Gerland empörte ihr rücksichtslos lautes Durcheinanderreden in Gegenwart der Leiche.

„Er hat Schriften hinterlassen — jawohl — er hat Schriften hinterlassen, atheistischen Inhalts“ — hörte Gerland aus dem Stimmengewirr heraus; das näselnde Organ des Grafen war nicht zu verkennen. „Jawohl — Polani hat die Manuskripte selbst gesehen!“ — hieß es einen Augenblick später.

Gerland schoß das Blut in die Wangen, als er vernahm, wie das ihm anvertraute Geheimnis des Toten bereits in aller Munde war — und durch Polanis Indiskretion.

Gleich darauf hörte er seinen Namen nennen und bemerkte, daß man auf ihn blicke. Der Superintendent trennte

Digitized by Google

sich von der Gruppe und kam auf Gerland zu, ihn mit verbindlicher Miene begrüßend: „Eine traurige Veranlassung — lieber Pfarrer Gerland — eine traurige, tief beklagenswerte Veranlassung, die uns heute hier zusammenführt, lieber Amtsbruder.“ — Dann kam die halblaut gesprochene Aufforderung zu einem Gespräche unter vier Augen.

Sie traten ins Nebenzimmer, das leer war. Fröschels Schreibtisch stand noch mit geöffneter Klappe, wie ihn Gerland verlassen hatte. Der Superintendent ließ sich daran nieder.

Nachdem der alte Mann seinem Schmerze über den Fall unter vielem Seufzen, Kopfschütteln und feuchten Blicken nach oben genügenden Ausdruck gegeben, fragte er, Gerland von der Seite anblickend: „Übrigens — Pastor Gerland — Sie haben den Unglücklichen ja wohl, wie ich höre, näher gekannt — nicht wahr?“

„Er war mein Freund, Herr Superintendent.“

„Hm — dann könnte man also annehmen, daß Ihnen der religiöse Standpunkt des Toten nicht ganz unbekannt gewesen ist — Herr Pfarrer?“ —

Gerland fühlte die persönliche Bedeutung wohl heraus, die für ihn in dieser Frage seines Oberen lag. Nur für einen Augenblick kam ihm die Versuchung, hier mit Vorsicht zu Werke zu gehen; dann beschloß er, der Wahrheit die Ehre zu geben. „Allerdings, Herr Superintendent; ich war mit den religiösen Zweifeln Fröschels vollauf vertraut — er hatte mich selbst eingeweiht.“

„So, so — hm — wissen Sie, mein lieber Pastor — wissen Sie, was ich da eigentlich von Ihnen erwarten

Digitized by Google

konnte? — Daß Sie mir Meldung von dem machten, was Sie erfahren. — Das hätte ich von Ihnen erwartet, und konnte und durfte ich erwarten von jedem meiner Diöcesanen. Denn hier kamen höhere Interesse in Betracht, die der Kirche. Wenn ich rechtzeitig avertiert worden wäre, hätte ich Schritte thun können — man würde auf den jungen Menschen aufgepaßt — würde ihn beobachtet haben — es hätten sich Wege gefunden, das Schlimmste zu verhüten. So hat man nichts erfahren, und das Unglück, der Skandal ist da — großer Schaden ist angerichtet. Gerade in unserer Gegend, wo der Katholizismus soviel Macht besitzt, ein solcher Fall! — Wie wird man diese Affaire ausnutzen, was für Waffen wird man daraus gegen uns schmieden! — Die Katholiken, die immer behaupten wollen, der Protestantismus sei nur die Vorstufe zur Irreligiosität — Ist das nicht Wasser auf ihre Mühle? Ich sehe sie schon mit Fingern auf uns weisen, höre wie Rom sich brüstet: seht da habt Ihr's, Eure Priester fallen bereits dem Atheismus anheim. — Und oben ist man gerade jetzt so sehr empfindlich — so sehr nervös in solchen Dingen. Die Affaire wird aufs peinlichste berühren — ich weiß das. Und auf wen wird schließlich die ganze Schuld kommen? — Auf mich, auf den Superintendenten. Die Sache ist äußerst peinlich — im höchsten Grade peinlich; und wenn man denkt, daß alles das vermieden werden konnte, hätte man nur rechtzeitig etwas erfahren. Ich würde mit dem jungen Menschen Rücksprache genommen haben — würde versucht haben, auf ihn einzuwirken, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. Das alles, sehen Sie, Herr Pastor, haben Sie durch Ihr unzeitgemäßes Schweigen vereitelt."

Digitized by Google

Gerland schwieg dazu. Alles Reden schien hier verlorene Mühe. Fröschel auf den rechten Weg zurückführen — große Worte! Dieser Alte sah wahrhaftig nicht danach aus.

Der Superintendent fuhr jetzt in milderem, väterlichen Tone fort: „Nehmen Sie sich eine rechte Lehre aus der ganzen Sache, lieber Amtsbruder. Ihr jungen Leute seid heutzutage alle zu einer freieren Auffassung geneigt. Ich kenne diese Bestrebungen gar wohl. Kritisch-historische Auffassung des Dogmas — Reinigung der Symbole — Weiterentwickelung des Reformationsgedankens — und unter welcher Flagge die Neuerungsgelüste immer steuern mögen! — Gieb dem Teufel den kleinen Finger und er nimmt die ganze Hand! Mit Kleinigkeiten fängt es an — man treibt allerhand Wissenschaften nebenbei, spielt den gelehrten, aufgeklärten Mann, liest modern wissenschaftliche Bücher, statt in der Schrift zu forschen und sich theologisch weiterzubilden — so kommt man Schritt für Schritt von der ewigen Wahrheit ab, bis man endlich draußen steht in der Nacht."

Der Superintendent legte das Prälatengesicht in ernste Falten und blickte sorgenvoll drein.

„Herr Superintendent," begann Gerland „ich wollte mir erlauben, das eine zu bemerken — zur Verteidigung meines Freundes Fröschel — Frivolität kann ihm nicht wohl zum Vorwurfe gemacht werden. Er hat schwer mit sich gerungen, dessen bin ich Zeuge. Ehrlich hat er gesucht und gekämpft."

„Wollen Sie die That dieses Menschen vielleicht noch beschönigen, Pfarrer Gerland!"

Digitized by Google

„Nein, Herr Superintendent, ich wollte versuchen, sie zu erklären; als Freund des Verstorbenen glaubte ich ein Recht dazu zu haben.“ —

Die runden Augen des Superintendenten nahmen einen erstaunten Ausdruck an. Er maß Gerland mit mißtrauischen Blicken.

„Ich höre, Pfarrer Gerland, Sie haben einen Brief von dem Verstorbenen erhalten, den er kurz vor seinem Ende geschrieben hat. Aus verschiedenen Gründen würde es mich interessieren, diesen Brief zu lesen. — Ferner erfahre ich, daß der Tote eine Anzahl Manuskripte hinterlassen hat, in deren Besitz Sie sich gesetzt haben, Herr Pastor.“ —

„Mein Freund hatte mir in seinem Briefe den Auftrag gegeben, diese Manuskripte ohne Verzug an mich zu nehmen, Herr Superintendent.“

„Gut! — das mag ja sein. — Jedenfalls würde es mir von Wert sein, Einsicht von diesen Manuskripten zu nehmen. Haben Sie die Schriftstücke bei sich?“

„Jawohl, Herr Superintendent! Aber ich weiß, es wäre nicht im Sinne des Verstorbenen, wenn der Inhalt seiner Schriften anderen bekannt würde.“

„Ich habe Sie bereits vorhin darauf hingewiesen, Pfarrer Gerland, daß hier höhere Interessen vorliegen. Vieles in dieser unseligen Affaire ist noch im dunklen. Diese Schriftstücke können uns vielleicht am ersten Aufschluß darüber geben, was eigentlich den unglücklichen Menschen zum Selbstmord getrieben hat. Es werden, bereits jetzt allerhand Hypothesen aufgestellt über die Motive seiner That. Besonders aus dem römischen Lager wird es an Verdächtigungen nicht fehlen, und auch oben wird man eine be-

Digitized by Google

friedigende Antwort verlangen — nun — da muß man sich also rechtzeitig vorsehen — vorbereiten. Man muß doch etwas Stichhaltiges erwidern können. Und dazu mag vielleicht der Nachlaß des Toten diese oder jene Handhabe bieten. Hierzu kommt noch ein weiteres und wesentliches: es kann nicht erwünscht erscheinen, daß von einem Geistlichen verfaßte Schriften, die jedenfalls viel Irreligiöses und Heterodoxes enthalten, in Privathänden verbleiben. Die kirchliche Autorität würde Schaden leiden, wenn, auf irgend eine Weise, von diesen Dingen etwas an die Öffentlichkeit dränge. Im Interesse der Kirche also und unseres Standes, Herr Amtsbruder, fordere ich die Herausgabe dieser Manuskripte von Ihnen. Ich denke, Sie werden soviel Vertrauen zu Ihrem Vorgesetzten haben, daß Sie die Sachen unverzögert in meine Hände legen. Jedenfalls, glaube ich, giebt mir meine Stellung ein Recht, das von Ihnen zu fordern — ebenso wie sie mir die Möglichkeit giebt, Sie gegen jeden Angriff zu decken, den Sie deshalb etwa erfahren sollten.“ —

„Herr Superintendent — ich halte es mit meinen Pflichten gegen den Verstorbenen nicht für vereinbar, die Manuskripte herauszugeben, sei es, an wen es sei. — Aus dem Briefe meines Freundes geht hervor, daß ich allein und niemand anderes, Einblick in seinen schriftlichen Nachlaß haben soll. Ich bedauere, daß durch eine Indiskretion von der Existenz dieser Schriftstücke überhaupt etwas bekannt geworden ist.“

„Also Sie weigern sich, Herr Pfarrer — weigern sich direkt!“ fragte der Superintendent und Gerland sah, wie die Adern an der Stirn des alten Mannes anschwollen.

Digitized by Google

„Ich halte mich nicht für berechtigt, Herr Superintendent, ein Geheimnis zu brechen, das der Tote gewahrt wissen wollte."

„Das ist doch! — — der Prälat war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Blicke, mit denen er den jungen Geistlichen maß, waren nicht besonders freundlich.

Dann schien er es für rätlich zu halten, andere Saiten aufzuziehen. — Plötzlich vor Gerland stehen bleibend, legte er diesem beide Hände auf die Schultern und begann in vertraulichem Tone: „Mein lieber Pfarrer, ich denke, Sie werden sich die Sache noch überlegen; ich lasse Ihnen Bedenkzeit, Sie werden sich schon noch davon überzeugen, daß Sie keine Pflicht verletzten, wenn Sie mir die Schriftstücke anvertrauen. Es ist ja nur um der guten Sache willen — Um die kirchliche Autorität — um Ruf und Ansehen unseres Standes handelt es sich — verstehen Sie — um das Renommee des geistlichen Standes, das arg genug verlästert und angefeindet wird in unserer Zeit. — Na — also — morgen erwarte ich eine Antwort hierauf."

Er versuchte sogar, huldvoll zu lächeln, aber seine blinzelnden Augen straften ihn Lüge; dort leuchtete etwas von geheimem Ärger und verstecktem Groll. Gerland fühlte instinktiv, daß er sich diesem Manne für immer verdächtig gemacht habe. —

Gleich darauf öffnete sich die Thür, Polani trat ein. Er kam von der Mutter; sie habe den Brief, den der Sohn für sie zurückgelassen, inzwischen gelesen, berichtete er. Es sei nichts weiter darin enthalten gewesen, als die Bitte

Digitized by Google

um Verzeihung, und daß er nicht anders könne. Jede weitere Erklärung fehlte.

„Sie erträgt den schweren Schlag wie eine echte Christin," berichtete Polani. „Ich habe mit ihr gebetet; sie ist tief gebeugt, aber sie verzweifelt nicht. Herrlich — erhebend, wie sie das Gottvertrauen trägt und bewahrt." —

„Wenn doch der Sohn dem Vorbilde der Mutter gefolgt wäre!" fiel der Superintendent ein.

Die Mutter wolle die Leiche sehen, erklärte Polani, aber sie habe dabei den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß niemand zugegen sein solle — außer ihm — Polani. —

Gerland begann zu empfinden, daß er überflüssig geworden sei an diesem Orte. Er sah allerhand unlautere Kräfte am Werke, das traurige Ereignis in selbstischer Weise auszubeuten. Ihn erfüllte dieses Treiben mit Schmerz und Ekel.

Noch einen Blick warf er in das Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt stand. Ans Kopfende war das große Kruzifix gestellt worden, das den Toten hoch überragte. Und immer noch die frommen Bilder an den Wänden, auf dem Betpulte: Bibel und Gesangbuch. — Wohin das Auge blickte, Zeichen für den religiösen Sinn der Frau, die hier hauste. —

Die Leiche hatte nach wie vor ihren kindlich freundlichen Ausdruck. Niemand, der's nicht wußte, konnte von dem kleinen kreisrunden Loche auf der Brust etwas ahnen, das einen Protest bedeutete gegen den falschen Frieden der Umgebung.

Gerland mochte das zufrieden lächelnde Gesicht nicht länger ansehen. Er wußte, wie zerrissen, gefoltert, ver-

Digitized by Google

zweifelt die Seele gewesen, die in dieser Hülle gelebt; der Ausdruck erschien ihm wie eine Grimasse.

Er zog sich zurück. Noch sah er, während er schon im Gehen war, die Thür gegenüber sich öffnen, eine schwarzgekleidete Frauengestalt erschien, tiefgebeugt — Polani hinter ihr.

* * *

Im Vorzimmer traf Gerland auf Dornig. „Höre mal Gerland, du mußt mir die Geschichte erzählen“! rief der Pfarrer von Färbersbach mit seiner burschikosen Unverfrorenheit, die sich überall sofort zu Haus fühlte. „Du warst ja befreundet mit ihm — weshalb, zum Teufel — hat sich der Mensch eigentlich erschossen?“

Gerland gab einige kurze Andeutungen über die seelische Verfassung seines toten Freundes, denen Dornig mit Kopfschütteln zuhörte — das überstieg doch seine Fassungskraft.

Offenbar war ihm einer solchen Erscheinung gegenüber nicht recht behaglich zu Mute. Er begann zu erzählen, auf welche Weise das Gerücht von Fröschels Ende zu ihm gedrungen sei. Schon am frühen Morgen war 's in Färbersbach verbreitet worden. Dornig hatte sich sofort aufgemacht, seinen Weg über Breitendorf nehmend. Dort erfuhr er, daß Gerland bereits am Abende zuvor nach Annenbad gefahren sei.

„Der Ort ist voller Amtsbrüder — die Sache zieht Blasen,“ bemerkte Dornig, während sie auf der Straße dem nahen Marktplatze zuschritten. „Ich habe im Adler gefrühstückt;

Digitized by Google

wir waren wohl unserer zehn Geistliche; kommst du nicht mit zu Tisch, Gerland? Wir haben ein separates Zimmer bestellt."

Gerland hatte Dornig im Verdacht, daß er das traurige Ereignis als eine kapitale Gelegenheit ansehe, um sich auf seine Weise Unterhaltung zu schaffen; aber er fühlte in der That Hunger und schloß sich dem andern an.

Im separaten Zimmer saß eine stattliche Korona von Schwarzröcken. Essen und Unterhaltung waren bereits eifrig im Gange. Natürlich drehte sich das Gespräch der Hauptsache nach um den Fall Fröschel.

Gerland nahm Platz, wo er gerade einen Stuhl leer fand. Sein Nachbar war eine von jenen verkümmerten Studierzimmererscheinungen, wie man sie nicht selten unter den evangelischen Klerikern findet.

Der Superintendent, den Gerland hier anzutreffen gefürchtet hatte, war nicht zugegen; er speiste, wie man gelegentlich erfuhr, gemeinsam mit dem Landrat bei Polani.

Gerland sah sich um; er kannte die wenigsten der Anwesenden. Ihm schräg gegenüber saß ein junger Mann, der durch seinen modischen Anzug und den wohlgepflegten braunen Vollbart auffiel. Gerland kam das Gesicht bekannt vor, er entsann sich, den Mann bei Gelegenheit einer Pastoralkonferenz kennen gelernt zu haben. Er war gleich ihm erst kürzlich in die Gegend gekommen und hatte trotz seiner Jugend eine der reich dotiertesten Pfarrstellen in der Provinz inne.

Irgend eine unangenehme Erinnerung knüpfte sich für Gerland an diesen Menschen, über deren Grund er sich eine Zeit lang vergebens Rechenschaft zu geben versuchte.

Digitized by Google

Endlich fiel's ihm ein: Fröschel hatte ihm von diesem Amtsbruder erzählt und ihn als den Typus des rücksichtslosen Strebers und Pfründenjägers hingestellt, der sich das Studium des Pfarralmanachs zur besonderen Aufgabe mache.

Pfarrer Roßbach — so hieß der bärtige Geistliche — führte an diesem Ende des Tisches das große Wort.

Er habe Fröschel besser gekannt, als irgend einer der Anwesenden, behauptete er. — Von Gerlands Freundschaft mit dem Toten schien er nichts zu ahnen.

Er sei mit Fröschel schon auf der Schule und später auch auf der Universität zusammen gewesen. Das Bild, welches er von dem Verstorbenen zeichnete, war kein sonderlich liebenswürdiges. Schon als Schüler sei Fröschel mißtrauisch, verstockt und menschenscheu gewesen. Weder mit Lehrern noch mit Mitschülern habe er sich zu stellen vermocht. Auf der Universität sei das noch schlimmer geworden. Wenn er gelegentlich einmal mit den Kommilitonen zusammengekommen, habe Fröschel durch sein spöttisches Wesen alle verletzt. Sein geistiger Hochmut sei grenzenlos gewesen. — Worauf er sich eigentlich soviel eingebildet, sei gar nicht zu ersehen. Denn wenn er auch die Examina ganz leidlich bestanden, so habe er es schließlich nicht einmal zum ersten Geistlichen gebracht. — Kein Wunder — denn als Prediger sei er ja die reine Null gewesen.

Es lag Naivität darin, wie der vom Glücke begünstigte Streber über die Mißerfolge des toten Amtsbruders sich lustig machte. — Ja freilich, ein Stellenjäger war Fröschel nie gewesen, das war richtig.

Digitized by Google

Gerland glaubte es dem Andenken des Toten schuldig zu sein, dieses leichtfertige Urteil zu berichtigen.

Pfarrer Roßbach nahm eine sehr erstaunte Miene an, als hier dem Verstorbenen plötzlich ein gänzlich unerwarteter Verteidiger erstand.

Ein älterer Geistlicher, mit magerem bartlosen Gesicht und dunklen fanatischen Augen, der nicht weit von Gerland saß, mischte sich plötzlich in die Diskussion: „Dieser Fröschel soll womöglich noch zum Märtyrer gestempelt werden!“ rief er. „Ich mag das Wort „unglücklich“ auf ihn angewandt, gar nicht hören. Unverantwortlich ist, was dieser Mensch gethan hat; ruchlos — ja — geradezu ruchlos ist seine That.“

Er blitzte Gerland mit seinen dunklen Augen vernichtend an.

„Das ist ein hartes Urteil über einen Toten, Herr Amtsbruder,“ erwiderte Gerland mit erkünstelter Ruhe. Innerlich kochte er gegen die dünkelhafte Intoleranz, die er sich ringsum breitmachen sah.

„Hartes Urteil!“ rief der andere, und sein mageres Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. „Ein solcher Fall kann gar nicht hart genug beurteilt werden. — Mitleid ist hier geradezu Sünde.“

„Ich dachte das Christentum sei die Religion des Mitleids,“ hielt Gerland dem Eiferer entgegen.

Aber mit diesem Worte schien er den Mann an einer empfindlichen Stelle verletzt zu haben. Puterrot im Gesicht, beugte er sich über den Tisch und rief, seine Rede mit hitzigen Gesten begleitend: „Ich kenne diese Richtung: Toleranz — und nichts als Toleranz, bis schließlich vor

lauter Toleranz Unrecht zu Recht, und Sünde zur Großthat wird. Das ist sentimentale Schwäche! Durch diesen Geist ist unsere protestantische Kirche soweit heruntergekommen — wie sie jetzt dasteht — ein Spott der Welt!" —

Von verschiedenen Seiten wurde Widerspruch gegen diese Behauptung laut.

„Allerdings ist die protestantische Kirche heruntergekommen — geradezu jämmerlich heruntergekommen!" rief der Zelot und wandte sich den neuen Gegnern zu.

„Beweise!" wurde ihm entgegengerufen.

„Beweise wollt ihr! — Genießen wir irgend welche Achtung bei der Laienwelt — ja, besitzen wir auch nur Selbstachtung? Sind wir nicht nach und nach aller Machtmittel entblößt worden — ja, spielen wir denn überhaupt noch irgend eine Rolle, im öffentlichen Leben?"

„Macht und Ansehen das sind nicht die Güter, auf die Christus die Seinen hingewiesen hat," erwiderte ihm Gerland. — „Es stünde besser um den Protestantismus, wenn er die Kirche nur in den Herzen seiner Anhänger aufgebaut hätte, statt so mancherlei von den Machtmitteln der mittelalterlichen Hierarchie beizubehalten. Unser Herr und Heiland hat von einer etablierten Landeskirche nichts gewußt. ‚Im Geist und in der Wahrheit' sollten wir ihn anbeten — das war sein Wille." —

„Wie, Sie wollen unserer evangelischen Kirche auch noch die wenigen Rechte, die sie besitzt, verkümmern — damit Sie ganz ein Geist ohne Leib — ganz zum Schemen wird? Sie ist das Aschenbrödel sowieso. — Das weltliche Regiment, das, wie jetzt die Sachen liegen, uns nur dul-

det, müßte uns unterthan sein. Unsere Stellung einer **ecclesia tolerata** ist unwürdig. Ich bestreite dem Staate das **jus inspectionis**. Wir müssen uns selbst regieren, eher wird es nicht besser."

„Das ist römisch gedacht," hielt man ihm vor.

„Allerdings! Und Rom kann uns darin ein Beispiel sein, wie man konsequent und ohne einen Schritt nachzugeben, seine Stellung wahrt. Freilich, dort ist Disziplin, dort ist Festigkeit, und dort ist Autorität."

„Und dort ist Geld!" rief Dornig von der anderen Seite des Tisches herüber. Ein Gelächter der Umsitzenden gab ihm Recht.

„Das ist nicht zum Lachen!" rief der Eiferer und wandte sich der anderen Tischecke zu, wo Dornig inmitten einer Anzahl jüngerer offenbar zu Ulk aufgelegter Amtsbrüder saß. „Daß unsere Kirche so arm ist, wie die Kirchenmaus, muß leider wahr sein; aber auch das bedeutet nur ein Symptom. Nichts sind wir — wir haben keinen Einfluß, weder auf das öffentliche noch auf das private Leben."

„Wer so herb tadelt, müßte wenigstens Vorschläge zur Besserung haben," meinte jemand.

„Gewiß, die werde ich auch vorbringen."

„Na — lassen Sie mal anhören, Herr Amtsbruder!" rief einer von Dornigs Kumpanen dazwischen.

„Das **jus circa sacra** gestehe ich dem Staate gern zu, aber ich bestreite ihm das **jus in sacra** ganz energisch. Die weltliche Oberhoheit muß uns in unsern Rechten und Privilegieen schützen, sie muß uns nach außen das Ansehen verschaffen, das uns gebührt; aber sie darf sich nicht in unsere inneren Angelegenheiten mischen, denn dazu fehlt

Digitized by Google

ihr die Berufung. — Ich verlange auf der einen Seite Wegfall aller öffentlichen Bevormundung, wie sie durch das Laienelement in Ministerien und Synoden so unerträglich geübt wird, auf der anderen Seite fordre ich Wiedereinsetzung der Kirche in ihre alten Rechte. Die Jugenderziehung muß wieder unser ausschließliches Privileg werden — auf die Jurisdiktion müssen wir entscheidenden Einfluß bekommen; nur so können wir wieder ein christliches Geschlecht und christliche Zustände bekommen. Die Wiedereinführung von Tauf- und Trauzwang ist eine ganz selbstverständliche Forderung für jeden, den das Heranwachsen von Heiden in unserem Volke eine Schmach erscheint. Um den Einfluß auf die Laienwelt, den wir fast ganz eingebüßt haben, wiederzugewinnen, müssen die Kirchenstrafen wieder eingeführt werden; nach innen und außen brauchen wir eine straffere Organisation, eine gute Disziplin — ein strammes Kirchenregiment." —

„Und vor allem einen Papst," warf Dornig dazwischen.

„Nein, keinen Papst, aber eine Regierung, die endlich einmal die Behauptung, wir hätten ein christliches Staatswesen, zur Wahrheit macht."

Ein heftiger Streit entzündete sich an dieser Frage, an der sich jetzt ziemlich die ganze Tischgesellschaft beteiligte; jeder ritt sein Steckenpferd. Der eine sah das Heil in der Staatskirche, der andere in der Trennung der Kirche vom Staate, ein dritter pries das Gemeindeideal, ein vierter das allgemeine Priestertum — einer plaidierte für das Episkopalsystem, der andere für die Presbyterialverfassung. — Soviel Köpfe, soviel Sinne; einig war man

Digitized by Google

sich nur in einem Punkte, daß der gegenwärtige Zustand einer Wandlung dringend bedürfe.

„Vor allem aber muß uns der Staat reichlich mit Geldmitteln ausstatten!“ rief der Zelot, der sich mit Mühe in dem allgemeinen Wirrwarr der Stimmen und Meinungen Gehör zu schaffen suchte; „der jetzige Zustand ist ein gänzlich unwürdiger. Die mangelhafte Besoldung der Geistlichen —“

Das war das Stichwort, auf das alle gelauert zu haben schienen. Selbst die vorher zu Ulk gestimmte Jugend nahm angesichts einer so wichtigen Sache ernstere Mienen an. Die Geld- und Gehaltsfrage interessierte schließlich jeden.

Die Amtsbrüder unter sich! — Gerland hatte stets ein Grauen davor gehabt; es lag so etwas Würdeloses darin, wie man, sobald die beobachtenden Laien fehlten, das priesterliche Dekorum an den Nagel hängend, sich in trauriger Nacktheit schamlos aneinander rieb. —

Gerland sehnte sich nach frischer Luft.

„Du wirst doch nicht etwa schon gehen!“ rief ihm Dornig zu, als er bemerkte, daß der Amtsbruder seine Zeche berichtigte. „Ich weiß hier in Annenbad ein sehr anständiges Lokal, wo man abends hingehen kann.“ —

Aber selbst diese Aussicht vermochte Gerland nicht zum Bleiben zu bewegen.

„Du bist wirklich ein toller Philister geworden!“ damit entließ Hochwürden von Färbersbach den Amtsbruder von Breitendorf.

Digitized by Google

XI.

Zwei Tage später zu früher Stunde befand sich Gerland wieder auf dem Wege nach Annenbad.

Wie groß doch das Anpassungsvermögen des Menschen selbst den herbsten Thatsachen gegenüber ist! Das Ende seines Freundes Fröschel, der heute beerdigt werden sollte, hatte für Gerland schon nichts Außergewöhnliches mehr; er hatte sich an die Thatsache gewöhnt — hatte sie sich assimiliert. — Wie die Muschel den hineingeworfenen Splitter sofort mit einem Überzuge bedeckt, so umkleidete sein Geist die schmerzliche Erfahrung eifrig mit allerhand subjektivem Empfinden. —

Wie sie wohl das Begräbnis eingerichtet, wie weit sie bei der Beerdigung des Selbstmörders die kirchlichen Ehren gewähren würden? — Ob nicht wenigstens Polani ein paar Worte über dem Grabe sprechen, oder ob man ihn ganz ohne Sang und Klang einscharren würde? —

Viel beschäftigten sich seine Gedanken auch mit der unglücklichen Mutter. Ob sie wohl bei der Bestattung zugegen sein würde? — Welcher Art mochte ihre Gemütsverfassung sein? Zwei Tage war es bereits her, daß sie

Digitized by Google

das Schreckliche aus seinem Munde erfahren — und zwei Tage sind eine lange Zeit im Seelenleben des Menschen.

Auf alle Fälle wollte er die alte Frau aufsuchen, noch vor dem Begräbnisse; aus diesem Grunde war er so zeitig aufgebrochen. —

Kurz vor Annenbad kam ihm ein offener Zweispänner entgegen; der Landrat, Graf Mahdem, saß mit einem anderen, Gerland unbekannten Herrn darin. Der Geistliche grüßte, und bemerkte, als er bereits einige Schritte vorbei war, am Aussetzen des Hufgeklappers, daß der Wagen halte; er hörte seinen Namen rufen und sah, als er sich daraufhin umwandte, den Grafen absteigen.

„Auf ein Wort, Herr Pastor! Es ist mir sehr lieb, daß ich Ihnen begegne!" rief der Graf. Er gab dem Kutscher noch einen Befehl, wechselte halblaut ein paar Worte mit dem Herrn im Wagen und kam dann auf den Geistlichen zu: „Nur ein paar Worte, Herr Pastor!" Es fiel Gerland auf, daß sein Patron diesmal bei der Begrüßung den üblichen Händedruck wegließ.

Sie gingen auf dem sandbestreuten Sommerwege zur Seite der Straße entlang, von dem Wagen, der halten geblieben war, langsam sich entfernend. Der Graf hatte die Hände in den Taschen seines Überziehers versenkt und räusperte sich mehrfach, ehe er zu sprechen begann.

„Sie gehen wohl zum Begräbnisse dieses Diakonus — — mir ist der Name entfallen."

„Fröschel" ergänzte Gerland. — „Jawohl, Herr Graf!"

„Hm — ja — eine böse Sache — eine sehr böse Sache! — Wenn unter den Geistlichen so etwas vorkommt, was soll dann eigentlich mit dem Volke werden. —

Digitized by Google

Das führt mich gleich auf das, weshalb ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, Herr Pastor. — Durch den Superintendenten erfahre ich, daß dieser Fröschel Papiere hinterlassen hat — Manuskripte und dergleichen — atheistischen Inhalts —"

„Herr Graf, ich glaube —"

„Ich weiß schon" — fiel ihm der Graf ungeduldig ins Wort — „atheistisch — auf alle Fälle antireligiös — freigeistig — auf das Wort kommt es gar nicht an. Der Herr Superintendent hat die Schriften so bezeichnet, und die Ansicht des Herren Superintendenten ist für mich maßgebend."

„Der Herr Superintendent kennt den schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen gar nicht, Herr Graf."

Der Graf nahm eine hochfahrende Miene an und meinte in ärgerlichem Tone: „Der Herr Superintendent wird wohl wissen, was er sagt, Herr Pastor! Nach dem Vorleben und der ganzen — wie soll man sagen — nach der ganzen geistigen Richtung dieses Diakonus Fröschel, ist es wohl berechtigt von antireligiöser, atheistischer Gesinnung zu sprechen. Ein gutgesinnter Mann erschießt sich nicht. — Also, ich will mich auf weitere Erörterungen gar nicht einlassen — dazu habe ich weder Zeit noch Lust! Der Herr Superintendent hat Ihnen gegenüber den Wunsch ausgesprochen, Herr Pastor, von den besagten Schriftstücken Einsicht zu nehmen — wozu er als Vorgesetzter vollständig berechtigt ist! Und sie haben sich geweigert, diesen Wunsche Ihres Oberen nachzukommen, Herr Pastor! Ich weiß nicht, was Sie sich dabei denken? Ich muß sagen, daß ich mich sehr gewundert habe, als der Superintendent mir diese Mitteilung

Digitized by Google

machte, Herr Pastor; die Sache hat mich äußerst peinlich berührt. Als ich Sie vorm Jahre auf die Breitendorfer Stelle berief, nahm ich als selbstverständlich an, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen würden; nun erfahre ich nicht nur diese Sache über Sie — sondern auch, daß Sie überhaupt einer freien Richtung huldigen! — Nein — versuchen Sie sich nur gar nicht erst reinzuwaschen — die Thatsache, daß Sie mit diesem Fröschel so eng liiert waren, allein schon genügt, um diese Vermutung zu bestätigen." —

Gerland hatte wiederholt den Versuch gemacht, den Grafen zu unterbrechen — erfolglos. Der Magnat hatte seinen roten Kopf bekommen, und schnitt jede Einrede kurzer Hand ab.

„Das will ich gar nicht untersuchen — ich will gar nichts weiter hören, Herr Pastor!" —

Sie waren inzwischen umgekehrt und gingen auf ihren Fußtapfen zurück, dem Wagen zu.

„Ich bin orientiert — vollständig orientiert, Herr Pastor. Die Sache gehört zwar nicht in mein Ressort — aber — immerhin, als Ihr Patron, denke ich, steht mir das Recht zu, Ihnen meine Ansicht auszusprechen. Ich habe gar keine Zeit — wie gesagt — nur noch einen Rat — kommen Sie dem Wunsche des Herr Superintendenten nach, das ist die einzige Art und Weise, wie sie sich in meinen Augen rehabilitieren können. — — Adieu!" —

Damit bestieg der Graf den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Weiterfahren!"

* * *

Digitized by Google

Inzwischen saßen im Trauerhause, in jenem Zimmer, wo bisher die Leiche gestanden, die Mutter des Toten, der Superintendent und Polani beisammen.

Die Leiche war bereits am Tage zuvor nach der Parentationshalle auf dem Kirchhofe geschafft worden. Alles, was Aufsehen machen konnte, sollte vermieden werden. Kein Leichenzug, kein Grabgeläute! — Um die Beteiligung des Publikums auszuschließen, hatte man die Zeit der Beisetzung geheim gehalten. Man wollte „die Wunde nicht reizen" — so drückte sich der vorsichtige Superintendent aus.

Das Zimmer hatte sein altes Aussehen so ziemlich wieder angenommen — mit seinen frommen Bildnissen auf der grün und grau gestreiften Tapete. Auch das große Kruzifix, welches die Ärzte beiseite gerückt hatten, weil es ihnen im Wege, stand wieder auf seinem alten Platze. —

Fröschels Mutter schien um ein Jahrzehnt gealtert in den letzten Tagen; das Gesicht verkleinert, die Augen verschwollen, die Gestalt tief gebeugt — saß sie auf dem alten verschossenen Sofa; ihr gegenüber die beiden Geistlichen.

Der Superintendent ließ eine sorgenvolle Trauermiene blicken; die Sorgen waren echt. Daß ihm so etwas in seiner Ephorie passieren mußte — ein solcher Skandal! — Von oben waren bereits sehr unliebsame Anfragen gekommen; es galt, darauf die richtige Antwort zu geben — der Bericht, den er abfassen sollte, ging dem alten Manne gewaltig im Kopfe herum.



An Polani waren die letzten Tage auch nicht ohne Spuren vorübergegangen; er sah blässer noch als sonst und abgespannt aus. Unter der glatten Decke dieser

Digitized by Google

kühlen Natur hatte das letzte Ereignis mehr aufgerührt, als man ihm äußerlich anmerken mochte. —

Die beiden Priester saßen bereits geraume Zeit mit der Matrone zusammen; der Zweck ihres Besuches war nicht bloß Kondolenz. Der Superintendent wünschte, daß die Beerdigung, und vor allem die Leichenrede, die er selbst übernommen hatte, nur vor einem intimen Zirkel von Amtsbrüdern stattfinden solle, selbst die Gegenwart der Mutter war ihm dabei nicht erwünscht. Seinen Wünschen standen die der Mutter entgegen, welche es sich nicht versagen wollte, der Beerdigung beizuwohnen.

Ihr Sohn blieb ihr Sohn, trotz des schweren Herzeleids, das er ihr angethan. —

Ja, ob sie das Kind jetzt vielleicht nicht noch ganz anders liebte, wo ihre Liebe früheres Versehen nicht mehr gut zu machen vermochte — mit tieferem Verständnis vielleicht für die Eigenart des Sohnes, die sie verkannt — mit Reue vielleicht — wohl gar mit dem verzweifelten Einsehen, daß sie selbst an seinem traurigen Ende gearbeitet — — wer kann das sagen! Hinter dieser Stirn, die so sehr der des Sohnes glich, war in den letzten drei schlaflosen Nächten mancher Gedanke gedacht worden, der nie seinen Weg über die Lippen finden sollte. —

Die Absicht der Mutter, an dem Begräbnisse teilzunehmen, war dem Superintendenten aus mancherlei Gründen ein Stein des Anstoßes. Es sei „nicht opportun,“ daß die Mutter zugegen sei, so hatte sich der Ephorus unter vier Augen Polani gegenüber ausgedrückt — und was er mit diesem „nicht opportun“ meine, war von dem klugen Polani auch sofort verstanden worden.

Die Matrone hielt anfangs mit weiblicher Zähigkeit an ihrem Herzenswunsche fest. Der Superintendent mußte alle Register seiner Beredsamkeit ziehen; mit beweglichen Worten schilderte er, wie die Beteiligung an der Zeremonie ihr Herz nur noch schwerer machen müsse — es würde nicht zu umgehen sein, daß Worte fielen, die vielleicht für das Ohr der Mutter nicht taugen möchten. Um der guten Sache willen sei es besser, wenn alles fern gehalten würde von dieser Bestattung, was die Neugier der Menge noch mehr erregen und der Klatschsucht erwünschte Nahrung geben könne.

„Also, ergeben Sie sich darein, verehrte Frau!" fuhr er fort. „Im Geiste werden Sie bei uns sein, während der traurigen Feier, die der Erde das wiedergiebt, was von Ihrem Sohne sterblich war. Es ist wohl begreiflich, daß die Mutter dem Kinde auch auf diesem letzten schweren Gange folgen will — aber — mein Rat ist der, verehrte Frau — thuen Sie es nicht! Es ist um der guten Sache willen, daß ich diese Bitte stelle. Bleiben Sie hier! Überwinden Sie sich — auch das ist ein Teil des Leidens, das Gott Ihnen auferlegt hat, seien Sie stille dem Herrn — werfen Sie Ihre Sorgen auf ihn!" —

Das Dienstmädchen unterbrach die salbungsvollen Worte des Prälaten. Sie brachte die Nachricht, Pfarrer Gerland von Breitendorf sei draußen und frage an, ob er Frau Oberlehrer sprechen dürfe.

Die beiden Priester tauschten einen schnellen Blick des Einverständnisses.

„Verehrte Frau," begann der Superintendent, „ich halte es nicht für ratsam, den jungen Menschen jetzt zu

Digitized by Google

empfangen — das möchte Sie doch zu sehr angreifen. — Grade dieser Besuch im gegenwärtigen Augenblicke — scheint mir, wie gesagt, aus mancherlei Gründen nicht angezeigt."

Die Mutter schwankte; sollte sie den einzigen Freund, den der Sohn besessen, abweisen. Fragend blickte sie nach Polani hinüber, um dessen Ansicht zu erfahren.

„Mein Sohn dachte immer sehr hoch von Pfarrer Gerland," meinte sie.

„Gewiß, gewiß, Frau Oberlehrer!" erwiderte Polani, „auch ich schätze Gerland — aber — Sie wissen es ja auch — er ist — wie soll ich mich ausdrücken —"

Der Superintendent half ihm aus der Verlegenheit: „Er ist nicht positiv — das ist es. — Leider, leider!" —

Die Matrone schickte das Mädchen hinaus mit ablehnendem Bescheide —

Die beiden Priester blieben. Der Superintendent redete noch mancherlei auf die von Schreck und Herzeleid der letzten Tage geschwächte Frau ein; bis die Mutter, wenn auch unter Thränen, ihre Absicht, der Beerdigung des Sohnes beizuwohnen, endgültig fahren ließ.

* * *

In der Parentationshalle begann sich die Geistlichkeit zu versammeln. Der Sarg war in der Mitte des kahlen Raumes aufgestellt — aller Blumenschmuck weggelassen, auch die Kerzen fehlten. Kalt fiel das Mittagslicht über den kleinen braunen Kasten, gleichgültig blickten die vier weißgetünchten Wände des nüchternen Raumes drein.

Digitized by Google

Als einer der ersten, betrat Gerland die Parentationshalle. Nach und nach kamen die Amtsbrüder. Es schien, als würde die Ephorie ziemlich vollzählig vertreten sein.

In allen Gesichtern malte sich erwartungsvolle Neugier. Es war bekannt geworden, daß der Superintendent selbst sprechen werde; man war gespannt, wie er sich der Aufgabe entledigen werde. „Eine heikle Sache — eine sehr heikle Sache!" hörte Gerland hinter sich äußern.

Es wurde viel mit gedämpften Stimmen durcheinandergetuschelt. Außerordentliche Gerüchte waren im Umlaufe. Einer der Amtsbrüder hatte ein Zeitungsblatt mitgebracht, in welchem der Fall Fröschel erörtert und in liberalem Sinn ausgebeutet wurde. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Pfarrer Roßbach, der es liebte, sich das Ansehen, des Gut-unterrichtet-seins zu geben, behauptete, von maßgebender Seite erfahren zu haben, die Affaire habe höchsten Ortes äußerst peinlich berührt, und von seiten des hohen Kirchenregiments sei bereits eine eingehende Untersuchung der ganzen Angelegenheit angeordnet worden.

„Die Sache kann dem Superintendenten höllisch ans Bein laufen," meinte jemand.

„Er wird sich schon zu helfen wissen, unser Alter," erklärte ein anderer. „Auf den Kopf gefallen ist er ja nicht." —

Gerlands Aufmerksamkeit wurde von diesen Gesprächen abgelenkt, als jetzt die ehrwürdige Patriarchenerscheinung Pfarrer Valentins in der Thür erschien. Der Alte hatte in seinem entlegenen Gebirgsdörfchen von dem außerordentlichen Ereignisse vernommen, und es sich nicht nehmen lassen, den weiten Weg von Göhdaberg nach Annenbad

Digitized by Google

zurückzulegen; zu Fuß — trotz seiner siebzig. Einen Wagen zu nehmen, hätte die Kräfte seines Geldbeutels überstiegen.

Gerland eilte sofort auf Pfarrer Valentin zu, um ihm die Hand zu schütteln. Der alte Mann kannte nur das Faktum, die näheren Umstände von Fröschels That waren ihm unbekannt. Gerland lag daran, daß sein verehrter Freund die Nachricht möglichst ungefärbt und frei von dem, was der Klatsch bereits hinzugedichtet, erfahren solle. Er gab dem Amtsbruder in aller Eile einen kurzen Bericht.

Pfarrer Valentin war tief erschüttert. Er drückte Gerlands Arm mit seinen zitternden alten Händen: „Gott, sei uns gnädig — Gott, sei uns allen gnädig!“ war sein stereotyper Ausruf. Das gute Greisengesicht drückte in allen Zügen Ergriffenheit aus. — Hier ist wirkliches Mitgefühl, sagte sich Gerland.

Den Seelenzustand Fröschels, die Tragik seines Daseins zu begreifen — den Zustand eines Menschen, der den Gottverlust nicht zu ertragen vermochte — zu verstehen, dazu war dieser Alte, der den Zweifel nur von Hörensagen kannte, wohl außer Stande. Aber Trauer, tiefe herzliche Trauer um die Vernichtung eines Menschendaseins, wehmütigen Kummer um einen Bruder, der vom rechten Wege abgeirrt und in der Nacht der Verzweiflung geendet, die empfand dieses mitleidige, freundliche Gemüt. Ihm trübte theologische Voreingenommenheit, Intoleranz und Dünkel sicherlich nicht die Lauterkeit des echt menschlichen Schmerzes. Neid, Eifersucht, Gehässigkeit waren an diesem milden Charakter gnädig vorübergegangen. Er hatte seine schlichte Frömmigkeit nicht herabgewürdigt zu Ketzer richtendem Fanatismus.

Digitized by Google

Thun und Denken dieses Alten war durchtränkt von evangelischem Geiste; aber sein gesunder Sinn und sein vortreffliches Herz hatten ihn bewahrt vor dem gröbsten Laster evangelischer Kleriker: beschränkt gehässiger Selbstgerechtigkeit. —

Während Gerland noch mit dem Alten sprach, entstand plötzlich ein Flüstern und Zusammenstecken der Köpfe unter den Amtsbrüdern. Durch die halbgeöffnete Thür sah man den Superintendenten und Polani heraufkommen, beide im Ornat.

Die Gespräche setzten aus, als der Oberhirte eintrat; er grüßte die Versammlung mit stummem Neigen des Kopfes.

Nach ein paar halblauten mit Polani gewechselten Worten nahm der Superintendent am Fußende des Sarges Aufstellung, dem Toten zugewendet. Er faltete die Hände über dem Gesichte und verharrte so während Minuten — man hörte jeden Atemzug. Dann erhob der Prälat die Hände vom Angesicht, wandte sich der Versammlung zu und begann zu sprechen.

Einen biblischen Text legte er seiner Rede nicht zu Grunde. Er sprach von den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes, denen wir nicht nachzuforschen, an denen wir auch nicht zu deuten, die wir hinzunehmen hätten in demutsvoller Ergebenheit. Unerforschlich seien die Wege der göttlichen Vorsehung, und die Wege, die er die Menschen führe, unserem Auge in Dunkel gehüllt. Ratlos, erschreckt, betäubt stünden wir armen Menschenkinder an diesem Sarge — niemand, als Gott allein wisse, was in der Seele dieses Unglücklichen vor sich gegangen sei. —

Digitized by Google

„Dieser Tote, den wir heute der Erde übergeben wollen, war einer der Unseren, geliebte Amtsbrüder — ein verordneter Diener unserer Kirche, ordiniert zu dem heiligen Berufe, eingewiesen in sein Amt — ein Verwalter des Wortes und der Sakramente — ein Hirt der Gemeinde — der sein Gelübde abgelegt hat, wie jeder von uns auf das heilige Evangelium von Christo und die Bekenntnisschriften unserer Konfession — der auf dieses Gelübde das heilige Abendmahl genommen, vor einer christlichen Gemeinde — ein eingeschworener Diener Gottes und seiner Sache — — Und nun sehet, Geliebte — sehet: hier liegt er, der Amtsbruder — der Diener der Kirche, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der das Evangelium lauter und rein verkündigen, die Verlorenen suchen, die Verirrten wiederbringen, die Schwachen stärken, und alle, die seines Amtes bedurften, auf den rechten Himmelsweg führen sollte. — Hier liegt er, der Hirte, der die Lämmer weiden, der die Heerde schützen sollte vor dem Wolfe — hier liegt er, selbst eine Beute des bösen Feindes! — Der Haushalter erschlagen, aber nicht auf seinem Posten, nicht mit dem Gesicht gegen den Feind. Nein, zu unserem großen Schmerze, zu unserer tiefen Bekümmernis — wir müssen es aussprechen — dürfen mit der Wahrheit nicht zurückhalten — der Hirt war geflohen — der Haushalter hatte seinen Posten verlassen — der Krieger ist fahnenflüchtig geworden — der Schild des Glaubens, der Panzer der Gerechtigkeit, der Helm des Heils und das Schwert des Geistes, all die herrliche Rüstung, mit der Gott seinen Diener ausgestattet, sie ist befleckt, zerbrochen, geschändet. Der Knecht hat seinen Herrn, dem er Treue

Digitized by Google

zugeschworen, verraten — zwar nicht um Mammons willen, aber doch um anderen schnöden Judassold — um jenes gleißnerischen Truggoldes willen, um dieser unechten Scheidemünze willen, die in unserer Zeit so oft für das echte Gold der Wahrheit ausgegeben wird. — Und wie jener Jünger, ist er hingegangen in seiner Verzweiflung und hat seinen Leib, den Tempel Gottes, zerstört; hat dieses Leben, ein Geschenk des Ewigen, von sich geworfen in entsetzlicher Verblendung, weil er sich selbst zur Qual und zum Ekel geworden war. —

In dem Herrn geliebte Brüder, meint ihr vielleicht, ich sollte nicht also streng ins Gericht gehen mit einem Toten? Glaubt mir, ich weiß es, dieser unser Bruder steht jetzt vor dem Antlitz dessen, der die Nieren prüfet und in das Herz siehet — ich weiß es! Aber meine Freunde, im Angesichte dieses Falles, eines Falles, der von nicht geringer Bedeutung ist, der weit hinaus Aufsehen erregen und die Gemüter bewegen wird — im Angesichte eines solchen Falles, der den Widersachern unsrer Kirche neuen Stoff zur Lästerung und Anfeindung und Verdächtigung der Rechtgläubigen geben wird — im Angesichte eines solchen Falles, muß es ausgesprochen werden — offen und ohne Furcht: nicht ein Diener des Wortes, nicht ein Mitglied unserer Kirche war er, der die grauenvolle That begangen — nein! Mit diesem Manne hatte die Kirche, hatten wir nichts mehr zu schaffen; er war abgefallen, er hatte sich selbst losgesagt von unserer Gemeinschaft, er hatte sich ausgestoßen in seinem Herzen; er war nicht mehr der unsere — und darum fällt auch uns die Schuld nicht zu, als hätten wir nicht gewacht, und nicht um ihn gesorgt.

Digitized by Google

Heimlich, hinter unserem Rücken hat er sich von uns gestohlen, ist er übergelaufen in das Lager des Antichrists. Uns kann die Verantwortung für solches Thun, welches das Licht scheut, nicht aufgebürdet werden. Auf ihn allein, und auf das Haupt derer, die etwa um sein heimliches Denken und Sinnen gewußt haben — fällt die Verantwortung dieser That. —

Und nun laßt mich einer Persönlichkeit gedenken, Geliebte, die zu schwach, zu gebeugt, zu tief im Innersten getroffen ist durch den Schmerz, um an diesem Orte erscheinen zu können, die aber im Geiste mit uns ist. — Der Mutter, der unglücklichen beklagenswerten Mutter des Toten laßt mich gedenken.

Auch sie, die seinem Herzen am nächsten gestanden, seine Mutter, die ihn geboren, die ihn geliebt und erzogen, die ihn der Kirche zugeführt hat, diese echte Christin, die wir kennen als eine treue Magd des Herrn und erprobte Anhängerin unserer Lehre, auch diese Frau steht ratlos vor solchem Ereignisse. Ihr Sohn, ihr geliebter Sohn, die Stütze ihres Alters, ihr Liebling, ihr Stolz, ihr einziges Kind — ihr Moritz — das Ebenbild ihres frühverstorbenen geliebten Gatten — er, der ihren Herzenswunsch, ihr erträumtes hohes Ideal erfüllen sollte, ein Diener des Herrn und seiner Kirche zu werden — dieser ihr Sohn, liegt vor ihr, abtrünnig — gottlos dahingefahren — selbstentleibt. — Sie kann es nicht fassen, dieser junge vielverheißende Stamm, an den sie ihr dem Grabe zureifendes Leben anlehnen wollte, dieser Stamm ist umgemäht — und noch schlimmer, sie muß erkennen, daß der, den sie für fromm und gut gehalten, daß der innerlich angefressen war

Digitized by Google

von dem Wurme des Zweifels. — Ihr Sohn ist gottlos gewesen, und jetzt wo die Hülle gefallen, gähnt sie die entsetzliche Leere dieser Seele an — ausgebrannt, verzehrt bis aufs innerste Mark durch den Unglauben.

Und so hat diese Mutter die inhaltschwere Frage an mich gerichtet: ‚Wie ist es möglich! Wie hat er mir das anthun können?‘ Ich habe ihr keine Antwort darauf geben wollen, der unglücklichen, schwer geprüften Mutter. Sie bedarf der Schonung; für ihr Ohr ist nicht alles bestimmt, was wir, seine Amtsbrüder, seine Vorgesetzten, von ihm urteilen. Aber wir — unter uns — wollen uns die Wahrheit offen gestehen, wir wollen nicht beschönigen und nichts verschweigen, wir wollen dieser Sache, die mancherlei rätselhaftes enthält, bis auf den tiefsten Grund gehen.

Der Tote war mir unvertraut, er war einer meiner Diözesanen. Der Fall ist mir tief ans Herz gegangen, glaubt mir das, meine Brüder. Mir ist es gewesen wie einem Vater, dem der Blitz einen Sohn vor den Augen erschlägt, — wie der Henne, der ein heimtückischer Raubvogel eines ihrer Küchlein raubt. Ich darf es sagen, im Laufe eines Lebens, das ich im Dienste unserer geliebten Kirche zugebracht, in meiner gesamten langjährigen und an Sorgen nicht armen Amtsthätigkeit ist das die schmerzlichste Heimsuchung, die der Herr über mich geschickt hat. Viel und angestrengt habe ich nachgedacht, in den letzten Tagen; habe es nicht an Fleiß und Bemühen fehlen lassen, habe mit heiligem Ernste nachgeforscht, habe die Gewohnheiten des Toten, seine Lebensweise, sein körperliches und geistiges Wesen erkundet, habe mich vor allem auch mit Leuten besprochen, die den Toten gekannt, um eine Erklä-

Digitized by Google

rung seiner rätselhaften That zu finden — eine Entschuldigung, wenn ihr so wollt, seiner Sünde — eine Antwort vor allem auf die Frage, die uns alle beschäftigt, und die noch oft an uns gestellt werden wird: welcher Art war der Seelenzustand, die geistige Verfassung eines Menschen, der eine solche That zu begehen vermochte? —

Nun — und da hat sich mir denn unwillkürlich ein Gedanke aufgedrängt — ein Gedanke, zunächst außergewöhnlich, vor dem wir zurückbeben — aber der doch mehr und mehr unsere Seele erobert, ja der uns schließlich beruhigt, weil er das schrecklichste doch mildert und erklärlicher macht. — Vielleicht ist einem von euch, liebe Amtsbrüder, dieser Gedanke auch schon gekommen — er liegt nahe — und je mehr ich ihm nachsinne, desto mehr nimmt er mich ein.

Ich meine, ist es nicht möglich, ja, ist es nicht wahrscheinlich und geradezu notwendig, anzunehmen, daß der Verstorbene in der letzten Zeit seines Lebens und vor allem, als er die schreckliche That vollführte, die seinem Dasein ein Ende bereitete; daß er da nicht im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte — seines Verstandes, war? — Spricht nicht sein scheues, verstecktes Wesen dafür — das Mißtrauen, die Schroffheit seines Gebahrens, die Art und Weise, wie er sich zurückzog von allem Verkehr — seine abweisende Stellung den Amtsbrüdern gegenüber? — Ist das natürlich bei einem jungen Menschen, frage ich — eine solche menschenfeindliche Weltflucht? — Und dann die Art, wie er seine Studien betrieb — nicht theologische — was ja näher für ihn gelegen hätte — nein Studien auf den abgelegendsten Gebieten. — Studien, die keinerlei ab-

Digitized by Google

sehbaren Zweck für ihn hatten, die ihm von keinerlei Nutzen waren — nein, die nur dazu führen konnten, seinen Geist zu verwirren, sein Gemüt zu beunruhigen, seine Seele abzulenken von dem Heilswege und ihn selbst untauglich zu machen für seinen heiligen Beruf. Ist das natürlich, frage ich — bei einem Theologen?

Meine Lieben, dürfen wir angesichts solcher Thatsachen nicht mit Recht die Vermutung aussprechen: dieser unglückselige Mensch war, als er sich selbst entleibte, nicht bei klaren Sinnen — er hat nicht mit vollem Bewußtsein dessen, was er that, gehandelt.

Und ist es so nicht auch viel besser — hat diese Annahme nicht viel Beruhigendes — entlastet sie nicht ihn, und wendet sie nicht das Odium von uns ab, als seien wir Mitschuldige an seinem Tode? — Dieser Vorwurf, ist verkehrt und falsch, und doch wird er uns entgegengeschleudert werden — ich weiß es!

Schon haben sich vermessene Stimmen erhoben, die behaupten, unsere Kirche und ihre Verfassung sei schuld an diesem Tode. Die Unfreiheit, der Glaubenszwang, der bei uns herrsche, sagen die einen, habe dieses Menschenleben auf dem Gewissen. Denen sei erwidert — unsere Kirche ist frei — wir zwingen, wir vergewaltigen niemand — wer seine Ansichten mit den unseren nicht glaubt vereinigen zu können, der trete aus, wir halten niemanden wider seinen Willen. —

Aber da höre ich andere Stimmen, aus einem anderen Lager, die uns zurufen: die übergroße Freiheit, die bei Euch herrscht, der Mangel an Disziplin in eurer Kirche, die Lehr- und Denkfreiheit in Glaubenssachen — die ver-

Digitized by Google

hängnisvolle Nachwirkung der Reformation — das ist der Geist, aus dem heraus solche Thaten geschehen, das ist der Boden, auf dem der Unglaube gedeiht.

Denen antworte ich: Es ist wahr, daß unsere evangelische Kirche nach Wahrheit und Erkenntnis forscht, aber sie lockert nicht die Bande göttlicher Lehre und Ordnung, sondern sie festigt und stärkt sie in den Herzen ihrer Anhänger durch Verständnis und Liebe. Nicht aber kann unsere Kirche verantwortlich gemacht werden für die That eines unglückseligen, beklagenswerten Menschen, dessen Geist umnachtet war.

Meine Lieben, ich will Euer Urteil nicht beeinflussen — für mich jedoch ist es klar, und steht als unumstößliche Thatsache fest: der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt, er mußte verwirrt sein. — Der Unglückliche wußte nicht, was er that, als er seinem Leben mit eigner Hand ein Ende bereitete. In Wahnsinn ist er dahingefahren. —

Stehen wir hier nicht vor einer erschütternden Tragödie, liebe Amtsbrüder? — So endet der, welcher abfällt vom Glauben. ‚Die Thoren sprechen, es ist kein Gott‘ — aber Gott läßt sich nicht spotten. ‚Der im Himmel wohnet lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.‘ Ist das nicht ein Menetekel in unserer übermütigen, hoffährtigen Zeit, die da meint Gott sei bereits abgesetzt. Der alte Gott lebt noch! Hier sehen wir seinen Finger!

Und eine Warnung für uns ist es, liebe Amtsbrüder! Dahin gelangen wir, wenn wir die Überlieferung verachten, wenn wir der Autorität spottend, unsere eignen selbsterwählten Wege gehen. Mit kleinem fängt es an, mit kleinen


Digitized by Google

Zweifeln; da wird dieses oder jenes in Frage gestellt, in diesem oder jenem einer freieren Ansicht gehuldigt — bis eine Schranke nach der andern fällt, bis schließlich der Glauben verscherzt ist — bis man im Gestrüpp der Irrlehre und des Zweifels nicht mehr weiß, wo aus wo ein — den Weg zum wahren Heil nicht wiederfindet — immer unlöslicher verwickelt sich der Unglückliche in die Schlingen des Unglaubens — der Fuß strauchelt — das Licht des Himmels verdüstert sich, und umgarnt, verstrickt, hoffnungslos verirrt, verzagt er — sinkt die Nacht der Verzweiflung über ihn — und sein Ende ist Selbstmord.

Und was bleibt uns nun zum Schlusse übrig? — Worauf weist uns dieses traurigste aller Erlebnisse? — Auf die Allmacht und Allweisheit unseres Gottes weist es uns hin. Wer hier Gottes Walten nicht erkennen will, wahrlich, der muß mit Blindheit geschlagen sein! — Sehet hier den Priester — den abgefallenen, durch die Mächte moderner Irrlehre an seinem Gotte irre gewordenen Priester — in Verzweiflung, in dunkler Nacht des Unglaubens, in Wahnsinn hat er geendet.

Tief erschüttert stehen wir an diesem Sarge. Wehe ist uns um den Toten, wehe auch um seine Mutter, die mit diesem Sohne alles verliert — alles, außer ihrer Gottesfurcht, und die wird ihr ein Trost sein und ein Stab in ihrem schweren Leid.

Auf Gott blicken auch wir, Geliebte. Laßt uns beten!

Allmächtiger, barmherziger Gott, deine Wege sind eitel Weisheit und Güte, und was du thuest ist wohlgethan. Deiner Gnade und allgütigem Erbarmen empfehlen wir

Digitized by Google

unsere Toten, — auch diesen Toten. Wir wissen, daß deine Gerichte recht sind, doch deine Gnade, o Vater, müsse unser Trost sein. Daß aber etliche nicht glauben, was liegt daran, sollte ihr Unglaube deinen Glauben aufheben. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Ewiger, starker Gott, du wollest uns im Glauben stärken, damit wir in deinem Gehorsam wandeln, und dir zum Ruhme leben, und dereinst, wenn unser Stündlein kommt, selig sterben. Amen!"

Eine Bewegung ging durch die Reihen, als der Superintendent geendet. Es gab Augen, in denen Thränen blinkten; einzelne aus der Versammlung näherten sich dem Ephorus und schüttelten ihm die Hand. Pfarrer Roßbach äußerte wiederholt und so laut, daß es sein Oberer wohl hören konnte: „Eine herrliche Ansprache, große — herrliche Worte!" —

In der Thür erschienen bereits die Träger. Ein Zug sollte nicht stattfinden.

Während die Träger den Sarg nach dem Grabe schafften, stand man in Gruppen zu zweien und dreien umher, in Unterhaltung. Die Rede des Superintendenten war das Thema, welches alle beschäftigte. Das allgemeine Urteil schien dahin zu gehen, daß er sich seiner schwierigen Aufgabe in bewunderungswerter Weise entledigt habe.

Gerland war es während der Rede zu Mute gewesen, als müsse er auftreten und seinem Oberen ins Wort fallen. Gab es denn noch Wahrheit und Gerechtigkeit im geistlichen Stande, wenn solche Worte geduldet wurden?! — Und niemand schien seine Empörung zu teilen. Im Gegenteil, man gab dem alten Manne recht; seine Worte schienen zu be-

Digitized by Google

friedigen, zu beruhigen. War das böser Wille, bewußte Heuchelei, oder war es nur Gedankenlosigkeit, die sich mit jeder Auslegung, auch der absurdesten, zufrieden giebt, wenn sie nur bequem ist — mundgerecht gemacht wird — und unangenehme Thatsachen verhüllt? —

Fröschel in Wahnsinn gestorben! Eine größere, plumpere Lüge war nie verbreitet worden. Gerland hatte der Atem gestockt, als er merkte, worauf der Superintendent mit all den phrasenreichen Vorbereitungen hinaus wollte. — Fröschel unzurechnungsfähig, in geistiger Umnachtung geendet! — Gerland hatte sich umgesehen; würde denn niemand dazwischen springen! — aller Mienen blieben ruhig, alle hingen sie andächtig an den Lippen dieses Alten, der es geradezu virtuosenhaft verstand, in seinem salbungsvollen Redeflusse Logik, Wahrheit, Thatsächlichkeit zu ersäufen und in einer trüben Flut davonzuschwemmen.

Auf viele hatte er gewirkt. Waren denn diese Leute wirklich allesamt Heuchler; oder gehörten sie zu denen, die alles, was sie gern hören, imstande sind, in voller Aufrichtigkeit zu glauben, wenn es nur ihrer Sache, ihrer Anschauung, ihrem Vorteile angepaßt und förderlich ist?" —

Die Träger schienen inzwischen mit ihrem Geschäfte fertig geworden zu sein. Unter den umherstehenden Amtsbrüdern fand eine allgemeine Bewegung statt; nach einer entfernten Ecke des Kirchhofes ging es — dort war das Grab ausgeworfen.

Ein sanfter Frühjahrsregen ging nieder, die Männer knöpften ihre Überzieher fester und wer einen Regenschirm mit sich führte, spannte ihn auf.

Digitized by Google

Am Grabe übernahm Polani, als Ortsgeistlicher, die Amtierung. Er sprach einen kurzen Segen und das Vaterunser. Weder Glockenläuten noch Gesang ertönten während der Sarg hinabgelassen wurde. Auf das „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staube“, wurde die übliche Hand voll Erde nachgeworfen, statt des Gesanges sprach Polani am Schlusse die Worte: „Gott sei uns gnädig und barmherzig und gebe uns seinen göttlichen Segen; er lasse über uns sein Antlitz leuchten, daß wir auf Erden erkennen seine Wege; es segne uns Gott, unser Gott, und gebe uns seinen Frieden. Amen!“

Damit war die kurze Feier beendet. Die Trauergesellschaft lief schnell auseinander, denn jetzt fing der Regen an stärker niederzugehen.

Gerland hatte sich mit dem alten Pastor Valentin zusammengefunden, sie wollten den Regen abwarten und dann den Heimmarsch antreten — ein gutes Stück des Weges hatten sie ja gemeinsam.

Während sie den langen cypressenbepflanzten Hauptweg des Kirchhofs hinabschritten, hörte Gerland seinen Namen hinter sich rufen. Sich umwendend erkannte er Polani, der ihm nachgekommen war. „Auf ein paar Worte, lieber Gerland.“

Gerland erklärte dem alten Valentin, wo sie sich treffen wollten, ehe er sich Polani zur Verfügung stellte. Des starken Regens wegen traten sie unter ein Vordach, das den Eingang der Kirche schützte.

„Wollen Sie nicht zu uns ins Pfarrhaus kommen, lieber Gerland! — Meine Frau würde sich sehr freuen; Sie sind ein seltener Gast geworden bei uns!“

Digitized by Google

Gerland lehnte die Einladung mit deutlicher Kühle ab. Er war nicht gewillt, die Entfremdung, welche nach den letzten Vorgängen zwischen ihm und Polani Platz gegriffen hatte, irgendwie abzuschwächen.

„Schade!“ meinte Polani. „Sie würden den Superintendenten bei uns getroffen haben.“ —

Gerland zuckte die Achseln. Er gehe dem Superintendenten lieber aus dem Wege, er habe genug von ihm gesehen in der letzten Zeit und vor allem gehört, erklärte er bitter.

„Sie fürchten vielleicht, Gerland, der Superintendent könnte nochmals das Ansinnen an Sie stellen, die bewußten Manuskripte herauszugeben. Seien Sie ohne Besorgnis, das hat er sich aus dem Kopfe geschlagen — die Schriften des armen Fröschel sind ja schließlich auch belanglos.“

„Jawohl! Ihr habt es ja fertig gebracht, ihn auch ohne Einblick in seine Schriften für verrückt zu erklären!“ rief Gerland, der die angestaute Entrüstung nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Polani lächelte sarkastisch. „Lieber Gerland, an dieser Auffassung des Superintendenten sind Sie selbst zum guten Teil schuld.“

„Wieso — ich?“

„Wenn Sie ihm, wie er es wünschte, Einblick gewährt hätten in Fröschels schriftlichen Nachlaß, so möchte er sich vielleicht eine andere Ansicht über die geistige Verfassung des Toten gebildet haben.“

„Das ist wirklich ein starkes Stück!“ rief Gerland außer sich. Die Erregung stieg ihm zum Halse. „Das ist einfach eine Verdrehung aller Thatsachen! Die Manuskripte durfte ich nicht ausliefern, das wissen Sie sehr gut, Po=

Digitized by Google

lani, der Sie Fröschels letzte Worte an mich gelesen haben. Ich lege Protest ein dagegen — hören Sie, Polani — ausdrücklichen Protest! Die Leichenrede war eine Schamlosigkeit — ein Theaterkoup! Und ich will Ihnen ganz offen meine Ansicht sagen, Polani, was hinter diesem Theaterkoup steckt, Angst! Lächerliche, feige Angst — weiter nichts! Angst vor der vorgesetzten Behörde, Angst vor der öffentlichen Meinung. Die nakte Thatsache, daß ein Geistlicher der evangelischen Kirche am Glauben irre geworden und in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht hat, soll vertuscht werden. Und da ist man auf den wundervollen Ausweg verfallen, auszusprengen, er sei nicht zurechnungsfähig — er sei nicht bei klarem Verstande gewesen, als er die That vollführte. — Gut, sehr gut! Die Ansicht des Toten über seine Amtsbrüder und Vorgesetzten erfährt dadurch nur eine neue Bestätigung. — Aber ich kann diese Behauptung widerlegen — ich kann beweisen, daß alles, was der Superintendent vorgebracht hat, leere Erfindung ist. Ein Mensch, der wenige Stunden vor seinem Tode einen solchen Brief zu schreiben vermochte, wie ich ihn von Fröschel in Händen halte, gegen dessen Geistesklarheit kann doch nur böser Wille, oder bewußte Heuchelei, Zweifel erheben. — Und Fröschels nachgelassene Schriften! — kirchenfreundlich sind sie allerdings nicht — das ist richtig! — aber ich wünschte manchem von uns die Logik und die Konsequenz des Denkens, die dort aus jeder Zeile spricht. — Ich brauchte diese Manuskripte nur zu veröffentlichen, ich brauchte nur eins von ihnen drucken zu lassen und der

Digitized by Google

Superintendent steht da gebrandmarkt als lächerlicher Lügner.“ —

Polani hatte ein eigenartiges überlegenes Lächeln. „Das können Sie ja nicht, lieber Gerland.“

„Warum nicht! Wenn es gilt Fröschels Andenken gegen Infamie zu schützen! Dafür würde ich es schließlich auch riskieren, den Zorn des gesamten Kirchenregiments auf mich zu laden!“

„Und Sie können es doch nicht!“ meinte Polani mild-spöttisch. „Sie vergessen in Ihrem Eifer, aus welchem Grunde Sie selbst dem Superintendenten Einblick in Fröschels Nachlaß verweigert haben. Sie erklärten sich für gebunden durch den Wunsch des Toten. Ich meine, das Hindernis, welches Sie Ihrem Oberen gegenüber geltend machten, muß doch wohl auch dem Publikum gegenüber Geltung haben.“ —

Das Argument war unwiderleglich; Gerland sah das sofort ein. Er hatte sich verrannt in seinem Eifer und in argen Widerspruch gebracht. Es war noch sehr gnädig von Polani, daß er ihn in äußerlich schonender Weise auf den Fehler aufmerksam machte.

Die Überlegenheit dieses aalglatten Gegners hätte den hitzigen Gerland zur Verzweiflung bringen mögen. Diese kühle, zielbewußte, temperamentlose Ruhe war empörender noch als die hochfahrende Brutalität des gräflichen Landrats, war gefährlicher als der geschwätzige Eifer des senilen Superintendenten.

Polani war ein Meister im Verbergen seiner innersten Gedanken. Aber irgendwie mußte er doch zu fassen sein

Digitized by Google

— durch den Vorstoß mit einer offenen Frage gegen sein geschlossenes Visier vielleicht am ersten. —

„Polani!“ begann Gerland. „Sagen Sie mir das eine: wie konnten Sie eine solche Wahrheitsfälschung zulassen? Sie sind der erste Geistliche hier! Sie haben Fröschel gekannt, länger als wir alle; Sie mußten zu seiner Ehre einspringen — Sie durften nicht dulden, daß man den Unglücklichen auch noch nach seinem Tode beschimpfte.“

„Beschimpfen! davon habe ich nichts gemerkt. Meiner Auffassung nach hat ihm der Superintendent mildernde Umstände zugebilligt.“

So! — das nennen Sie mildernde Umstände zubilligen, wenn man einen Menschen für verrückt erklärt, der nachweislich bei klarem Verstande gewesen ist. Ich nenne das jesuitisch! Wie Sie eine solche Zweideutigkeit billigen können, Polani — werde ich nie und nimmer begreifen.“ —

„Ich sehe gar keine Zweideutigkeit darin, Gerland.“

„Wie denn? — Das würde ja soviel heißen, daß Sie die Behauptung des Superintendenten für wahr halten!“ —

„Ich halte sie wenigstens nicht für unberechtigt.“

„Wie! — Fröschel soll — verrückt gewesen sein?“ —

„Zum mindesten war er nicht normal.“

„Das sagen Sie, Polani? — Sie, der in täglichem Verkehr mit ihm gestanden hat!“

„Ja, das sage ich! Gerade, weil ich ihn so genau gekannt. Ich habe den jungen Menschen mit tiefem Interesse beobachtet vom ersten Tage an, wo er hierher kam. Er war mir — ich sage es offen heraus — ein Problem.

Ich habe meine Augen nicht von ihm gelassen. Und sehr bald hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß dieses Gehirn anders organisiert sein müsse, als das anderer Menschen — außergewöhnlich — anormal mit einem Worte."

„Und darüber haben Sie mir gegenüber nie ein Wort fallen lassen? Ich entsinne mich noch sehr genau der Worte, die Sie gebrauchten, als Sie mir zum ersten Male von Ihrem Diakonus sprachen." —

„Ich auch, Gerland! — Ich entsinne mich gerade dieser Worte sehr gut. Ein außergewöhnlicher, hochbegabter junger Mensch — so ähnlich beschrieb ich ihn wohl; dasselbe sage ich noch jetzt. Er war ein außergewöhnlich von Gott mit Gaben ausgestatteter Mensch — um so größer der Jammer um soviel vergeudete edle Kräfte. Aber sehen Sie, Gerland, das war es ja gerade — wie soll ich es ausdrücken — überbildet, überreizt — überspannt war dieser Geist. Es war eine Art Höhenwahn, der ihn beseelte Das Einfache, das Rationelle, womit andere Menschen auskommen, genügte ihm nicht — er war ein geistiger Nimmersatt — unzufrieden, skeptisch — ein unruhiger Kopf — über die Linie, wo dem gesunden Denken Schranken gesetzt sind, wollte er hinaus — und so verflog er sich ins Leere, wo die Luft zu dünn wird für menschliche Lungen. Ich habe dem Vorgange mit geheimer Sorge zugesehen." —

„Und warum, wenn Sie darüber wirklich so klar sahen, sind Sie denn nicht eingesprungen — beizeiten?"

„Die Frage ist durchaus berechtigt, Gerland. Als erstem Geistlichen, lag mir die Pflicht ob, den jungen

Digitized by Google

Menschen zu überwachen und ihm mit brüderlicher Liebe bei Seite zu stehen. Ich war mir dieser Pflicht bewußt und ich habe es auch versucht, ihr nachzukommen. Freilich, wenn man eine Hand anbietet, so gehört eben dazu, daß der andere einschlägt. — Fröschel war mißtrauisch von Natur; er hegte, ich weiß nicht welchen Argwohn gegen mich — den Verdacht wohl, ich könnte ihn geistig bevormunden und überwachen. Es war eine krankhafte Furcht vor Beeinflussung, eine Art Verfolgungswahn, wenn man will. Glauben Sie mir, Gerland, es lag etwas Krankhaftes in dieser Natur — alle Funktionen seines Geistes waren übertrieben, überreizt — pervers. — Unnatürlich war auch sein Verhältnis zur Mutter. Er liebte sie — gewiß — aber selbst die Liebe zur Mutter vergiftete ihm die argwöhnische Furcht vor Beeinflussung. — Die Frau steht mir sehr nahe. — Ich habe oft und ernst mit ihr über den Sohn gesprochen, seine religösen Zweifel waren ihr ja kein Geheimnis. Sie hoffte auf den Einfluß der Zeit. — Ich ließ sie bei ihrem Hoffen, aber teilen konnte ich es nicht. Mir ahnte Schlimmes für diesen Geist. Und meine Befürchtungen haben sich ja auch bestätigt."

„Und teilt denn die Mutter Ihre Ansichten — zweifelt sie etwa auch an dem Verstande des Sohnes?"

„Das ist eine Frage, Gerland, auf die ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben muß. — Die Frau kannte ihren Sohn besser, als irgend jemand. Und ich weiß, daß ihr heißestes Gebet gewesen ist, der Herr möge den im Dunklen Irrenden zurückführen zum Lichte." —

Gerland war still geworden; des anderen Worte gaben ihm zu denken.

Digitized by Google

Polani entging es nicht, daß er Eindruck gemacht hatte. „Wir sprechen darüber noch ein andermal, ausführlicher, lieber Gerland,“ sagte er. „Ich hoffe, der Verdacht, den sie gegen mich hegten, ist nun beseitigt. Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie Vorwürfe gegen mich auf dem Herzen hatten, in den letzten Tagen — und das schmerzte mich aufrichtig. — Wie gesagt, wir sprechen noch hierüber; vielleicht wird das ein Anlaß für Sie, mich aufzusuchen. Das sollte mich von Herzen freuen. — Ich muß jetzt heim. Auf Wiedersehen!“ —

Digitized by Google

XII.

Das erste, was Gerland that, als er am Abende dieses Tages vor seinem Schreibtische stand, war, die hinterlassenen Schriften seines toten Freundes hervorzuholen. Polanis Worte hatten ihm auf dem ganzen Heimwege keine Ruhe gelassen. Er wollte doch sehen, wer recht habe: die Behauptungen derer, die Fröschel zum Irren stempeln wollten, oder seine eigne innerste Überzeugung, wonach dieser Geist klar und gesund gewesen war, und sein Denken folgerichtig bis zum letzten Augenblicke. —

Und so blätterte er denn in den Manuskripten. Als ihn diese kleine, steile, eigensinnige Handschrift vor die Augen kam, wurde ihm die ganze Eigenart des Toten wie mit einem Schlage lebendig. Er sah das runde, blasse Knabengesicht mit den matten, hinter den Brillengläsern versunkenen Augen — sah das spöttisch-melancholische Lächeln um die schmalen Lippen zucken — sah ihn die Fingerspitzen in nervöser Hast gegeneinander reiben.

„Krankhaft, anormal, überreizt, überspannt" — all die Worte, die der beredte Polani auf den Toten ange-

Digitized by Google

wandt hatte, schwirrten Gerland im Kopfe. Dazwischen ertönte das ölige Organ des Superintendenten: „Der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt; er mußte verwirrt sein!“ —

Und das Gesicht des Toten lächelte dazu, bitter ironisch, als wolle er sagen: Hatte ich sie nicht erkannt die Welt, aus der ich ging? —

Gerland las noch einmal die Titel der einzelnen Aufsätze, sich ihren Inhalt vergegenwärtigend: „Göttlich Vorsehung und menschliche Freiheit.“ — „Der Mensch ein Geschöpf oder ein Schöpfer Gottes?“ — „Über den jüdischen Kern der christlichen Ethik.“ — „Warum wir einen sogenannten christlichen Staat haben.“ — „Vom Lachen der Auguren.“ —

Ein kleines Heftchen, nur wenige Seiten stark, fiel ihm in die Hand, das er bisher übersehen hatte; jede Überschrift fehlte.

Er las da folgendes:

„Neulich kam mir ein interessantes Dokument zur Hand: meine erste Predigt. — Ich hatte sie fein säuberlich ausgeschrieben; denn ich wollte sie bei mir tragen, im Falle ich stecken bleiben sollte. Ich nehme die Blätter vor und lese da unter anderem:

‚Denn, daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben.‘ —

„Wir nehmen Gottes Geist wahr an seinen Werken

und diese Werke sind die Welt und die Menschheit. Damit ist nicht nur gemeint die äußere Erscheinung dieser Welt, sondern der Geist, der in ihr lebt und webt, die ewigen Gesetze, die sich uns in der Natur offenbaren — vor allem aber auch das ewige Gesetz, das wir in uns selbst tragen. Gott wird uns offenbar nicht nur im Ursprung der Welt, in ihrer Erhaltung und weisen Regierung, sondern auch in uns selbst — in unserer Vernunft, die nach einem ewigen Grunde alles Seins verlangt in unserem Gewissen, dessen Mahnung auf ein überirdisches, diese Welt regierendes Gesetz hinweist — in unserem Heilsbedürfnis, das nach einer Erlösung verlangt — in unserem gesamten Geistes- und Seelenleben, das die Unsterblichkeit zur Bedingung hat." u. s. w. — Glaube ich das? — Nein! — Habe ich das damals geglaubt, als ich es niederschrieb, um es ein paar Tage darauf der Gemeinde zum Besten zu geben? — Nein! Habe ich irgend einen dieser leichtfertig hingeworfenen Sätze bewiesen? — Nein! — Konnte ich sie überhaupt beweisen? Dreimal nein!

Das führt mich mit einem Schritte auf den Grundirrtum, den sie alle begehen, Freunde, wie Feinde des Christentums: daß sie die Berechtigung, oder Nichtberechtigung der Religion beweisen wollen. Als ob hier etwas zu beweisen möglich, oder auch nur notwendig wäre. Jeder Versuch einer Glaubensrettung oder einer Glaubensverneinung scheint mir ein Schlag in die Luft. Religion ist eine innere Thatsache des menschlichen Geistes — sie ist eine Eigenschaft, eine Fähigkeit; dadurch, daß sie in Wirksamkeit tritt, beweist sie sich selbst.

Der Glaube ist etwas eminent Praktisches. Er ist eine

Digitized by Google

Thätigkeit, und hat wie jede menschliche Thätigkeit, ihren Zweck. (Meist wird diese Thätigkeit freilich unbewußt, ohne Reflexion stattfinden.)

Die Entwickelung des Religionsbedürfnisses liegt in der prähistorischen Zeit. Wir sehen die Menschheit als eine religiös begabte Gruppe (dadurch vielleicht am meisten vom Thiere unterschieden) in die Geschichte eintreten. Der Fromme wird sich über das Woher des Religionsbedürfnisses nicht den Kopf zerbrechen; für ihn ist der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen und darum von Natur religiös. Der, welcher nicht an Wunder glaubt, muß hier seine Zuflucht zur Hypothese nehmen. Durch Analogie wird er darauf geführt, daß die Mutter der Religion die Not ist. Wann fühlen wir am stärksten das Bedürfnis, in die Spuren unserer Ahnen zurückzufallen — religiös zu werden? — In Zeiten der Not; und das trifft für den Einzelnen wie für ganze Völker. Religion ist der Balken, nach dem der Arm sich suchend streckt, wenn die Wogen hochgehen. Oder anders ausgedrückt: der Glaube fängt da an, wo die Kraft des Menschen aufhört. Glaube ist also ein Produkt menschlicher Schwäche.

Und nun zum Religionszweck: Hilfe aus Not. Dieses Hilfsverlangen kann die verschiedensten Formen annehmen. In patriarchalischen Zeiten hauptsächlich: Hilfe gegen die Feinde; sie fernzuhalten, zu unterjochen und zu strafen — Landbau oder Handel zu segnen — das Volk und den Einzelnen glücklich und stark zu machen — dafür wird geopfert und gebetet. Mannichfach sind die Beschwörungsformeln mannigfach die Opfer; von grobsinnlicher Darbringung der Erstgeburt bis zu der verfeinerten Opferung des mensch-

Digitized by Google

lich sündigen Willens (symbolisch des Fleisches) wie es Paulus lehrt.

Vor allem aber will der Mensch Hilfe gegen das Leben selbst. Von dem Augenblicke an, wo er über sich und die Welt nachzudenken begann, scheint er das Leben als eine Bürde empfunden zu haben. Da nun aber neben diesem Lebensekel eine merkwürdige Lebenslust und ein eingefleischtes Glücksbedürfnis in der menschlichen Brust wohnen, so hat der anschlägige Kopf des Menschen mancherlei erfunden, um sich über die Lebensqual hinweg zu helfen. Die beliebteste Medizin aber blieb immer die Betäubung durch Illusion. (Kunst und Religion sind die beiden hauptsächlichen allgemein menschlichen Illusionsmittel.)

Das menschliche Hirn ist ungemein erfindungs- und phanthasiereich, besonders wo es gilt, sich selbst zu täuschen. Nirgends hat es sich anschlägiger erwiesen, als im Aufstellen religiöser Systeme.

Alle entspringen sie der einen Wurzel: Glücksbedürfnis des Menschen.

Früher, in primitiven Zeiten, ein roher Kultus. Einfache Verehrung sinnenfälliger Naturmächte: des Donners, der Sonne, des Feuers — der Tierwelt. Aber gar bald tritt der Drang zu Tage, von der wirklich verehrten Naturmacht zu abstrahieren, sich seinen Götzen selbst zu schaffen — sei es auch nur als Fetisch. — Der Spekulationstrieb erwacht, die Natur wird vergeistigt, verallgemeinert zum Weltgeist — Brahma! (Hier kommt eine Generation beschaulicher Weiser der späteren monistischen Weltanschauung sehr nahe.) Eine andere Wahrheit wird gefunden: Buddha lehrt von dem Leiden alles Da-

Digitized by Google

seins und stellt mit dem Scharfblicke des Sehers als Ursache dieses Leidens das Verlangen nach dem Dasein hin. Im Gegensatz zu dieser bis zur Nirwana dem Leben absterbenden Resignation tritt bei den Ägyptern als letzter praktischer Zweck des Religiösen die Todesüberwindung in den Vordergrund. Die Griechen, ein merkwürdig religionsunbegabter Menschenschlag, bilden sich mit Hilfe von naiver, auf das Sinnliche gerichteter Phantasie, eine Mythologie, in der viel Kunst und wenig Religion steckt. Von Pietät ist da nichts zu verspüren; an Stelle des Abhängigkeitsgefühles von dem Ewigen tritt das formale Vergnügen an diesen anthropomorphen Göttern — ein gewisser auf Du und Du-Verkehr mit den selbstgeschaffenen Gebilden. Hier wird nicht einmal mehr der Schein gewahrt, als sei man der Geschaffene und nicht der Schöpfer der Gottheit.

Und nun das praktischste aller Religionssysteme — der monotheistische Glaube Israels. Hier wird die Religion zum Kontrakt — do ut des! Beide Teile fuhren dabei gut. Japhe bekam seine Opfer und half dafür dem Volke aus mancher verzwickten Lage.

Die jüdischnationale Gesetzesreligion aber wurde der Boden, auf dem das reiffste aller frommen Produkte wachsen sollte: das Christentum.

Vorbereitet durch große Propheten, durch mannigfache geschichtliche Ereignisse und vor allem durch die schaudernde Übersättigung der Welt an anderweiten Lügen, die das Dasein erträglich machen sollten (Macht, Philosophie, Kunst, Genuß), trat es in die nach Erlösung von sich selbst lechzende Welt. Ein Senfkorn, das auf dem kulturge-

Digitized by Google

düngten Boden des Altertums in der That zum Riesenbaume erwachsen sollte.

Mit dem Buddhismus hatte die neue Lehre Verachtung des Daseins und Weltflucht gemein. Mit der dualistischen Anschauung der Zendavesta vom guten und bösen Weltgerichte war sie verwandt. Auch an die Idee von jenseitiger Vergeltung und vom Totengerichte der Ägypter klang sie an. — Himmelweit entfernt dagegen war sie von der Religion schöner Menschlichkeit der sinnlichen Griechen, und zur Religion der Weltbeherrschung der machtfrohen Römer stand sie in direktem Gegensatz.

Neu, genial und epochemachend war die Art und Weise, wie der Nazarener das Erlösungsbedürfnis der Menschen befriedigen wollte. Gott, ein liebender Vater; die Menschen seine Kinder und unter sich Brüder. Dieses Leben unwert und nur eine Prüfung für ein besseres Jenseits. Das Reich Gottes schon auf dieser Welt: in der Gotteskindschaft, der Bruderliebe, in Herzensreinheit, Verachtung der Welt und ihrer Güter und im Streben nach Gottesannäherung.

Diese Lehre übertraf alles bisher an religiösen Erfindungen Dagewesene in zwei Punkten, durch offenes Eingestehen ihres wahren Grundes: Lebensnot, Gefühl der Endlichkeit, Unzulässigkeit aller anderen Hilfsmittel, Furcht vor dem Nichtsein; zweitens durch Veredelung, Verfeinerung der in dieser Not angebotenen Hilfe. Die Hilfe war nicht mehr eine materielle, sondern eine geistige. Sie sollte nicht mehr in einem sinnenfälligen Eingreifen der Gottheit in das Einzelleben bestehen, sondern in gegenseitiger Liebe — Hingabe von seiten des Menschen, Hin-

Digitized by Google

neigung von seiten Gottes. Der himmlische Vater bot seine Gnade an. Und nun kam der feinste Zug des Systems: dem Menschen war es überlassen, ob er die dargebotene Hand annehmen oder ausschlagen wolle. Die Freiheit des Individuums wurde gewahrt, freilich nicht ohne daß die Lehre sich dadurch in Widersprüche verwickelt hätte; die göttliche Vorsehung und Vorausbestimmung widerspricht der menschlichen Freiheit.

Die ideale Lehre Christi von der Gotteskindschaft aller Menschen wurde aber sehr bald vergröbert, verfinstert und verfälscht. Schon seine Jünger und seine Biographen begannen damit. Aus dem Menschensohne, dem Knechte Gottes, wurde eine Gottheit gemacht. Sein Reich der Brüderlichkeit ward eng eingegrenzt, und nur die, welche an Jehovah, den Vater, und ihn den Sohn glaubten, sollten darin Platz haben. Paulus trat auf mit seiner Theorie von der Sündhaftigkeit und der Sühne. Den Wundergarten Christi verwandelte der praktische, in jüdischer Gesetzesherrlichkeit aufgewachsene Römer in nützliches Ackerland. Und Johannes giebt dem Ganzen, damals schon in seinen größten und freiesten Gedanken vergröberten Systeme, einen besonderen, übersinnlich metaphysischen Anstrich durch die Idee vom fleischgewordenen Logos.

Taufe, Abendmahl und andere Symbole werden festgelegt; zu Gott dem Vater und Gott dem Sohne noch eine dritte göttliche Person hinzugedichtet — und die christliche Mythologie ist fertig. Der Gott, von dem Christus selbst gesagt: ‚Gott ist ein Geist; die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten,‘ war unter ihren groben Händen zu einer anthropomorphen Figur

geworden mit einem Metathronos, dem Sohne, und einem Diener, dem heiligen Geiste.

Und an dieser Trinitätslehre setzen jene widerlichsten, geistlosesten aller Religionsstreitigkeiten ein, welche die an Aberwitz so reiche Geschichte der Theologie aufzuweisen hat. Ob Apologeten, ob Monarchianer — ob ebjonitisch, ob patripassianisch, ob modalistisch — ob Arianer, ob Athanasianer — den so einfachen Sinn der Gottessohnschaft Christi wollte und konnte keiner dieser eifernden Silbenstecher verstehen. Nur eins ist an der ödesten aller religiösen Zänkereien interessant: wie weltliche Macht verquickt mit kirchlicher Hierarchie auf Konzilen und Synoden, die Frage, wieviel Götter, wie geartet und in welcher Rangordnung künftig existieren sollten, durch Mehrheitsbeschlüsse und Machtsprüche entschieden und damit die Grundlage des offiziellen Christenglaubens festgelegt haben.

Und der Rest ist nur noch Ausbauen, Verbauen, Abbrechen, Stützen, Wiederaufrichten, neues Einreißen und Restaurieren.

Ein böses Zurückfallen in jüdisch-heidnisches Wesen bedeutete die theokratische Kirchenverfassung, die Werkgerechtigkeit und die Knechtung des Geistes im Joche des mittelalterlichen Katholizismus. Das Christentum war unter theologischer Führung glücklich am entgegengesetzten Ende der Lehre seines Begründers angelangt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘ —

Gewiß muß die Auflehnung der Reformatoren gegen diese Veräußerlichung und Geistesknechtung eine Läuterung genannt werden; aber der Protestantismus war eine halbe Reform, er that das Reinigungswerk nicht

Digitized by Google

gründlich. Nicht den einigen, von Christus gepredigten Gott stellte er her, vor der Trinitätslehre machte er schonend Halt; die Wunder, die Inspiration, die Symbole und andere Mythen, nahm er mit hinüber aus dem Pseudochristentum des Mittelalters. So blieb auch diese religiöse Revolution in den Kinderschuhen stecken, sie versandete und verflachte, und der Grundsatz: Rechtfertigung allein durch den Glauben verknöcherte, da eben dieser Glaube von neuem an den Buchstaben gebunden wurde. Und nicht einmal das gelang den Reformatoren, die Religion auf eigne Füße zu stellen, sie aus der verderblichen Verquickung mit anderen Mächten zu befreien. Sie bedurften des weltlichen Armes zum Schutze der Religion, und so verrieten sie unbewußt den Reformationsgedanken. In der widernatürlichen Umarmung von Kirche und Staat mußte der Geist erdrückt werden. Der Staat thut nichts umsonst, für den Schutz, den er gewährt, verlangt er eine Gegenleistung, und diese heißt Stützen seiner Autorität. Und so entstand das widersinnige Gebilde der evangelischen Landeskirche; die Religion erniedrigt zur Magd der Politik — benutzt als Damm gegen allerhand gesellschaftsfeindliche, staatsgefährliche Regungen — recht eigentlich eine Ausgeburt der Angst.

Nach wie vor wird eine rein geistige, innere, private Angelegenheit des Menschen, sein Glaube, zu einer offiziellen, der Einmischung weltlicher Mächte preisgegebenen Frage gemacht. Aller Kirchlichkeit, ob katholisch, ob lutherisch, ob reformiert, ist eines gemein: Bindung des Geistes an die kirchliche Lehrautorität.

Wieder der große Grundirrtum: als ob sich der Glaube binden ließe — als ob man ihn einbläuen oder künstlich

Digitized by Google

erzeugen könnte. Allerdings das Lippenbekenntnis — das Namenchristentum, die lassen sich wecken und durch künstliche Mittel am Leben erhalten.

Auf diesem faulen, lügnerischen Grunde ruht unsere jetzige Kirche. Darum glaube ich nicht an ihren Bestand. An dem Widerspruche gegen ihr eigenstes Wesen, an der Veräußerlichung und Verweltlichung, an der Lüge wird sie zu Grunde gehen. Die Füße derer, die sie begraben werden, sind vor der Thür." —

Digitized by Google

XIII.

Am nächsten Morgen erschien ein Mann im Pfarrhause, dessen Physiognomie Gerland nicht unbekannt war, doch wußte er nicht sofort, mit welchem seiner Parochianen er diese ausgemergelte Gestalt, das hohlwangige bartlose Webergesicht indentifizieren sollte. Der Mann mußte ihm erst seinen Namen nennen: Karl Heinze aus Eiba. — Richtig! der Sohn der alten Märzliebs-Hanne.

„Nun was bringen Sie mir, Heinze? — Vor allem, wie geht es Ihrer Mutter?"

„Ich wollt ack, Herr Paster — und de Mutter is och gastern gesturba." —

Die Nachricht kam niederschmetternd und obgleich die Alte in der letzten Zeit sichtbar dem Ende entgegengegangen war überraschend für Gerland.

„Warum haben Sie mich denn nicht rufen lassen?"

„Mer wullten — und mer hoan och nach Se geschickt, Herr Paster. De Mutter thot gor su sihre batteln — ne, wenn 'ch ack und 'ch kinnt an Pfarrn nuch a enstges Mal sahn, bevur 's alle werd. — Gih ak und ruf den Herrn Paster, sogte de Frue über mich. Und ich bin och und ho

Digitized by Google

och. — Aber mir sogt's dar Küster schun uf'n halben Wage, Se wiern ne derhema, Se wiern salber uf ne Leicha — sogt ar, dar Küster. Nu do bin 'ch umgekahrt, uf heme zu." —

„Wann war denn das, Heinze?"

„Gastern ei dar Fruh, un uf'n Mittch is se gesturba." —

Gerland war es leid um die alte Frau; die Ereignisse der letzten Tage hatten es ihm unmöglich gemacht, sie aufzusuchen. Und nun war sie gestorben, ohne seinen Zuspruch, ohne daß er ihr die letzte schwere Stunde hätte erleichtern können. Nun war sie tot, seine alte Freundin, an deren Frömmigkeit und naiver Gottesfurcht er sich so oft erfreut und erbaut hatte. —

Er fragte den Sohn nach den näheren Umständen ihres Todes aus, aber aus dem schwachköpfigen Menschen war nicht viel herauszubekommen; er mochte auf dem Wege zum Pfarrhause bereits eingekehrt sein, wenigstens sprach der verdächtige Branntweingeruch, den er verbreitete, dafür. Es fiel dem Geistlichen schwer, mit ihm das zum Begräbnis Nötige zu verabreden. —

Gerland eilte schnurstracks nach Eiba hinauf.

Der äußeren Erscheinung des Hauses merkte man nicht an, daß hier das älteste und würdigste Familienmitglied am Tage zuvor verschieden war und noch unbeerdigt liege; alles ging seinen gewohnten Gang. Das älteste Mädchen hockte barfuß und in Hemdsärmeln hinter dem Webstuhle; wie gewöhnlich, wenn der Geistliche kam, sich mit halb verlegen, halb dreistem Lächeln hinter der Lade verkriechend. Eines ihrer Kinder saß am Spulrad und spulte. Die

Digitized by Google

Hausfrau bereitete das Essen zu. An sie wandte sich Gerland mit seinen Fragen.

Aus dem ungeschminkten Berichte dieser derben Frau erfuhr er ungefähr folgendes: Die Kranke war während der letzten Tage nicht mehr im stande gewesen, die dargereichte Nahrung bei sich zu behalten. Immer schwächer war sie infolgedessen geworden und hatte oft stundenlang bewußtlos gelegen. Einige Male schon hätten sie geglaubt, die Mutter sei tot, aber sie habe sich doch wieder „gerappelt“. Die Tonchen sei dagewesen und habe ihr einen Thee gekocht, und als sie den auch nicht bei sich behalten, habe die Kräuterfrau erklärt, das sei ein sicheres Zeichen, daß es alle mit ihr werde. In der Nacht hätte die Mutter viel „Traume gesahn vun lieben Gutt und vun Herrn Christus, und dan Engeln“ — auch mit der verstorbenen Enkelin schien sie wieder Verkehr gehabt zu haben — und mit dem Herrn Pastor hätte sie ebenfalls lebhafte Zwiesprache gehalten. Am Morgen sei sie dann zu sich gekommen und habe nach dem Geistlichen verlangt. Auch die Tonchen hätte geraten, nach dem Pfarrer zu schicken, denn den Abend würde sie nicht überleben. Um ihr noch eine Freude zu bereiten, habe man ihr ihre Lieblingsspeise „Wuchtela“ zubereitet, aber sie habe das Essen zurückgewiesen und erklärt, daß sie nur noch den heiligen Leib ihres Erlösers genießen wolle. Daraufhin habe man nach dem Pfarrer geschickt; aber die Antwort war gekommen, der sei auswärts. Nachher habe es geschienen, als ob es der Mutter Angst würde. Immer wieder hatte sie nach dem Verbleib des Geistlichen geforscht und dann auf einmal gefragt, ob denn Gertrud Haußner noch nicht zurück sei

Digitized by Google

und ob sie nicht wenigstens zu ihr kommen wolle. Man hätte nach Eichwald geschickt, um der Mutter den Gefallen zu thun, und Gertrud sei auch gekommen. —

„Wie denn!“ fragte Gerland, der seinen Ohren kaum traute, „Dr. Haußners Tochter?“

„Ju, ju! Haußners sein duch wieder zurücke, a Tage a zahne.“

„Und Fräulein Haußner war hier?“

„Ju, ju! Glei is se gekumma, zur Mutter — de Gertrud — weil mer se rufa ließa.“

Gerland war auf's äußerste überrascht. Dr. Haußner und Gertrud wieder in der Gegend! — Und das erfuhr er so gelegentlich.

„Se is ju immer su sihre gut mit dar Mutter gewast, woas de Gertrud is“ — hieß es.

Die letzten Stunden der alten Frau bekamen doppeltes Interesse für den Geistlichen, seit er wußte, daß Gertrud Haußner um sie gewesen war. Er suchte nun erst recht alles in Erfahrung zu bringen, was auf ihr Abscheiden Bezug hatte.

Die Mutter hatte sich von Gertrud aus Bibel und Gesangbuch vorlesen lassen, wurde berichtet, manchen Vers habe sie anfangs mit klarer deutlicher Stimme nachgesprochen, dann seien die Worte immer undeutlicher geworden, bis sie ganz still gewesen. Sie hätten alle gedacht, sie schliefe nur. Gertrud habe es zuerst gemerkt, daß es der Tod sei. Sie hatten die Mutter angefühlt, und richtig, sie war kalt gewesen. —

Gerland verlangte die Leiche zu sehen. Sie lag nebenan

Digitized by Google

in der Kammer. Der Ausdruck der Züge war schmerzlos und zufrieden.

Das war die zweite Leiche, an die Gerland im Laufe weniger Tage gestellt wurde.

Aber welch ein Unterschied! Er drängte sich von selbst auf.

Im felsenfesten Vertrauen in Ihren Gott und Heiland und in seliger Hoffnung auf ein ewiges Leben war diese Alte sanft entschlafen — und da drüben, der arme Freund! — er, der höher begabt und höher begnadet, alles vernichtet hatte, was die alte Bettlerin gestärkt und getröstet.

Wer von den beiden hatte nun recht?

Hatte jene Alte das gefunden, was ihr brechendes Auge in Verzückung gesehen? — Schwebte sie jetzt, ein seliger Geist, in Verklärung, lächelnd im blauen Äther der Ewigkeit? — Oder war das Lichtlein ausgeblasen, bis auf den Stumpf niedergebrannt — dieser verbrauchte, verfallende Körper, das letzte elende Überbleibsel eines siebzigjährigen Daseins voll Not und Sorge?

War dieses Leben mit all seinem Hoffen, Beten und Ringen nicht eine große Thorheit gewesen von Anfang bis zum Ende — betrogen die Hoffnung — umsonst das Beten — und jener hatte doch recht, da er einer solchen sinnlosen Farce mit rascher Hand ein Ende machte.

Wieder stand der junge Mann vor dem großen Rätsel, das ihn kalt und versteinernd ansah, mit dem unheimlichen Blicke der Sphinx.

* * *

Digitized by Google

Die alte Märzliebs-Hanne wurde zu Grabe getragen. Die Beteiligung an dem Begräbnisse war, wie meist auf dem Lande, eine zahlreiche. Die Anverwandten hatten bei dieser Gelegenheit ein übriges gethan; Chorgesang und Rede am Grabe war erbeten worden.

Prächtiges Frühlingswetter hatte seinen Einzug gehalten. Die alten Linden auf dem Friedhofe leuchteten im Schmucke ihres frühen Blätterkleides.

Der junge Geistliche stand im Ornate und wartete. Von dem oberen Teile des sanft lehnan gelegenen Friedhofes genoß man eine gute Aussicht über die ganze Thalmulde. Hinter Breitendorf in einer Wegekrümmung erblickte Gerland jetzt den Leichenzug — eine schwarze, sich windende Schlange, die von Eiba herab zu Thale vorrückte. Ein leichter Windzug trug ihm ein Paar verlorene Klänge des Gesanges zu: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist am Leben!“ — Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken, trotz des hellen Sonnenscheines, der rings um die Gräber spielte. — „Dieses weiß ich, sollt ich nicht, darum mich zufrieden geben? Was die bange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.“ — Er war voll Wehmut — voll melancholischen Mitleids mit der Welt und der eignen Person. Ein Zeichen sich vorbereitender Heilung; die Wunde wollte sich schließen.

Sein Auge ruhte auf Grabsteinen, Holzkreuzen, Glaskugeln und eingerahmten Sinnsprüchen. Da hing manch ein verwelkter Kranz um Gedenktafeln, manch kindlich thörichtes Wort war da niedergeschrieben — unter mannigfachen Zeichen echter Trauer und Liebe stand manch unnatürliches, geschmackloses Bildnis; denn das Landvolk, von Natur

Digitized by Google

derb und nüchtern, zeigt doch in allem, was es erheben und erschüttern soll, einen Zug zu falscher Sentimentalität.

Ein paar Schritte noch stieg Gerland höher. Der Leichenzug war seinen Augen verschwunden. Der Blick des jungen Mannes schweifte hinaus nach den Höhen — klar umrissen lagen sie da. — Ringsum auf den Lehnen grünten die Saaten, die Obstbäume standen umhüllt vom duftigen Brautschleier ihrer jungen Blüte. — Der zweite Frühling war das nun, den er in diesem Thale heraufkommen sah. —

Der Leichenzug kam jetzt die Dorfstraße langsam herab, näher ertönte der Gesang der Schulkinder.

In Eile überflog der Geistliche noch einmal die Worte, die er am Grabe seiner alten Freundin sprechen wollte. Seiner Rede hatte er den Text aus dem Hebräerbriefe unterlegt: „Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; denn wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen. So lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe.“ —

Jetzt war der Zug nicht mehr fern; er sah die Spitze mit dem Kruzifix bereits um die Ecke am Schulhause biegen. Der Geistliche, stieg herab, dem Zuge entgegenzugehen.

Das Grab war in einer der tiefergelegenen Reihen ausgeworfen. Dort sah er zu seinem Befremden ein paar weibliche Wesen stehen, städtisch gekleidet — Damen ihrer Erscheinung nach — die eine von ihnen hielt einen Kranz in der Hand.

„Sollte das etwa gar — —“ er musterte näher kom-

Digitized by Google

mend in höchster Spannung die jüngere der beiden Frauen, mit schärferem Blicke.

Ja, sie war es! — Er erkannte das weiße Gesicht und die guten Augen wieder, deren Anblick er so lange entbehrt. —

Sie hatten ihn auch bemerkt; er sah, wie Gertrud der anderen in Hast etwas zuflüsterte. Aber jetzt war keine Zeit, sie anzureden; er grüßte im Vorbeigehen zu den Damen hinüber und schritt der Leiche bis zum Eingange des Friedhofes entgegen.

Die Feier ging ihren gewohnten Gang. Der Geistliche brauchte keine besonderen Hebel anzusetzen, um sich in die dem Vorgange entsprechende Stimmung zu erheben. Was er sagte, kam ihm von Herzen. Eines der ältesten und würdigsten Gemeindeglieder wurde mit der alten Hanne in die Grube gesenkt, und er wußte gar wohl, was er an der Greisin verloren.

„Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." — Die Worte waren wie geschaffen für dieses Grab.

Viel Weinen und Schluchzen war zu vernehmen, ringsum von Jung und Alt. In die menschlichen Klagelaute, mischte sich wunderlich genug das muntere Gezwitscher übermütiger Vögel über ihnen, in den Baumkronen. —

Als alles vorüber war, trat Gerland zu den beiden Damen; die ältere war ihm unbekannt, er bat darum, vorgestellt zu werden. „O, das ist gar nicht von nöten!" rief ein zartes Stimmchen. „Ich kenne Sie sehr gut, Herr Pfarrer Gerland!" Der Geistliche blickte verwundert auf die kleine ältliche Person mit dem spitzen Näschen und den dunklen runden Äuglein. Diese Physiognomie eines mun-

Digitized by Google

teren Vögleins war ihm seines Wissens doch noch nicht im Leben begegnet. „O ja, ich kenne Sie, Herr Pfarrer! Ich bin Martha Herberge."

Den Namen hatte Gerland allerdings schon gehört. Von dieser Jugendfreundin pflegte seine verstorbene Mutter oft zu sprechen.

„Ja, ja, ich habe Sie gesehen, Herr Pastor, als Sie nicht größer waren als so — bei ihrer lieben seligen Mutter. — Jawohl, nicht größer als so waren Sie, ein feines Knäbchen mit langem Lockenhaar." Die letzte Bemerkung war wohl für Gertrud berechnet, die zuhörend daneben stand.

Wie kam diese Martha Herberge mit Haußners zusammen? —

Gerland ließ die Frage einstweilen auf sich beruhen; ihm war es jetzt noch wichtiger, von Gertrud zu erfahren, wie sie den Winter verbracht.

Während er langsam mit den beiden Damen dem Ausgange des Kirchhofs zuschritt, brachte er es über sich, die Frage an das Mädchen selbst zu richten.

Wie Musik klang ihm die weiche Frauenstimme ins Ohr. Sie waren in Zürich gewesen, während des Winters, ihr Vater und sie, und hatten in den letzten Wochen noch einen Ausflug nach den norditalienischen Seen unternommen.

Er erkundigte sich, wie ihr die Reise gefallen, was für Wetter Sie gehabt — und dergleichen banale Fragen mehr, die einem über die erste Befangenheit des Wiedersehens hinweghelfen müssen.

Auf ihre Antworten achtete er kaum. — Von der Seite

Digitized by Google

schielte er neugierig nach ihrer Erscheinung — sie hatte sich entwickelt, war nicht mehr der Backfisch vom vorigen Sommer. Wirklich, etwas erschreckend Damenhaftes hatte sie an sich in ihrem anliegenden Jackett und dem schwarzen Filzhute mit Schleier.

Sofort überfiel ihn eine Art von Neid — von Ärger — von eifersüchtigem Unbehagen — und er wußte nicht einmal recht, weshalb und gegen wen. Wie sie so von der Reise sprach, so selbständig, von so vielen Dingen, die er nicht gesehen. — Wer weiß, was sie erlebt hatte in der langen Zeit! —

Das ältere Mädchen trippelte munter neben den beiden jungen Leuten her; auch ihr hüpfender Gang hatte etwas vogelartiges, sie schien keine Freundin von langem Schweigen zu sein. Ziemlich unmotiviert mischte sie sich plötzlich in die Unterhaltung, erzählte über Gertruds Reise — von der sie eigentlich nichts wissen konnte — als sei sie selbst dabei gewesen; berichtete dann ungefragt, daß sie eine Kousine von Dr. Haußners verstorbener Frau sei. „Kousine — eigentlich noch mehr Freundin. Die Kousine war nur die Brücke zur Freundin." — Und nun war sie in Fahrwasser harmloser Geschwätzigkeit. Eigentlich lebe sie im Gnadenthal, im Schwesternhause, aber einmal hätte sie doch die Tochter ihrer lieben Bertha wiedersehen wollen. Und da habe es jetzt gerade gepaßt — und nun sei sie da — und nicht sagen könne sie, wie sie sich gefreut habe, daß der Sohn ihrer lieben Agnes hier Geistlicher sei, Willy Gerland, von dem sie soviel gehört — und so ging es weiter. Ein Persönchen wie Quecksilber; das junge Mädchen erschien geradezu gesetzt neben der lebhaften alten Jungfer.

Digitized by Google

„Das ist also die Kirche!“ zwitscherte Martha Herberge. „Und das da wohl das Pfarrhaus? — Nein, die Schule — ach, dort ist das Pfarrhaus. Lieber Gott, wie reizend! Rosen zieht der Herr Pfarrer auch — ach richtig, das erzähltest du mir ja schon, Trudel! — Und die Kirche — kann man 'mal reingucken? Aber, wir müssen ja zurück; der Papa wird sonst böse. — Also bis zum Sonntage. Herrlich haben Sie gesprochen, Herr Pfarrer, vorhin am Grabe — so trostreich und ergreifend. Sie predigen doch am Sonntag — nicht wahr? Was für eine dumme Frage. Nein, den Sohn meiner lieben Agnes so im Talar zu sehen. Es ist zu schön!“

Gerland bekam einen warmen Händedruck.

„Komm Trudel! Adieu, Herr Pfarrer! Wir kommen am Sonntag in die Kirche — nicht wahr Trudel? Adieu!“ —

Gerland ging dem Pfarrhause zu. Am Gartenthore stehen bleibend, blickte er noch einmal verstohlen nach den beiden Frauen aus. Eben sah er noch Gertruds schlanke Gestalt um die Ecke biegen.

Sie war zurück — Gertrud war zurück! — Nun schien ihm erst wahrhaftig das Frühjahr angebrochen. —

Ende des zweiten Bandes.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

SEP 18 1925

15m-12,'24

Digitized by Google

Polenz. 197587 872
Pfarrer von Breitendorf. P 765
p
v.2

SEP 28 1915 Price SEP 20 1915
NOV 19 1915
SEP 18 1925 Van Lengerecken
Duke SEP 9 1925

Polenz
197587
v. 2

UNIVER... LIBRARY



